

MONTANA



MAHPIYA-WIN



Montana  
Mapiya-win  
Die Entscheidung  
History

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2013 by Wolfgang Brandt  
Coverbild © 2013 by Astrid Gavini

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2013 by Geisterspiegel  
Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Mahpiya-win - Die Entscheidung

Ereignisse, die auf wahren Begebenheiten beruhen, als die Zeit der freien Lakota sich dem Ende neigte.

Sie starrte auf den Rücken des Kerls, der mit einem grunzenden Laut der Zufriedenheit auf den Gang hinaus trat und die Tür mit einem lauten Knall zuwarf. Der Letzte für diese Nacht, der Letzte für alle Zeiten. Sie betrachtete ihre Oberarme, drehte sich mit dem Rücken zum halb blinden Spiegel, der über der Kommode hing und sah über ihre Schulter. Die Narben an Armen und Rücken würden sie für immer erinnern. Erinnern an eine Zeit des Ekels, Abscheu, Hass, Scham und Erniedrigung. All dies hatte sie in den letzten Monaten zur Genüge kennengelernt. Jede Nacht, jede Stunde. Wie so oft betrachtete sie ihr Gesicht im Spiegel und fragte sich: Warum? Dunkles Haar umrahmte in weichen Wellen ihr ovales Gesicht. Sie war noch immer schön, doch es war eine fahle Schönheit. Ihre Lippen waren blass und leer, die grüngrauen Augen hatten ihren Glanz verloren. Wer genau hinsah, erkannte den Schmerz darin. Den Männern, die sie gierig begafften, war es egal, die wollten nur ihren Körper. Sie war zwanzig, doch es war ihr nichts mehr fremd. Ihr Lächeln kam einer Grimasse gleich. Ob es je wieder ihre Augen erreichen würde?

Aus Belinda Cahoon, Tochter eines einflussreichen Ranchers aus Montana, war eine Hure geworden, der sich jeder noch so dreckige Bastard bedienen durfte, wenn er dafür bezahlte. Ihr abfälliger Blick glitt durch den Raum, der nicht viel mehr als ein Verschlag war. Ein Bett und eine Kommode waren alles, was sich hier an Mobiliar befand. Plötzlich durchfuhr sie eine Woge der Verbitterung. Wie schön hätte das Leben sein können. Sofort schob sie den Gedanken zur Seite. Die Vergangenheit konnte sie nicht ändern, aber die Zukunft wollte sie selbst bestimmen. Hastig schlüpfte sie in ihr einziges Kleid, spähte auf den Gang hi-

naus und zog vorsichtig die Tür zu. Sollte Percy Owens, der Saloonbesitzer, die Treppe raufkommen, würde sie ihn früh genug hören, da das Holz bei jedem Schritt knarrte. An der Wand entlang tastete sie sich zu seinem Zimmer. Den Docht der Lampe drehte sie bis auf ein winziges Flämmchen hinunter. Die Tür war verschlossen, doch Belinda hatte gelernt, das Schloss mit einer Hutnadel zu öffnen. Owens dachte sie zerbrochen zu haben. Fast wäre es ihm gelungen. Ein kleines Quäntchen Selbsterhaltungstrieb hatte sie aufrechterhalten und sie alles ertragen lassen, in dem Glauben an die Flucht eines Tages. Zu Beginn war es unmöglich gewesen, da er sie Tag und Nacht überwachte. Als er sie nicht mehr so streng kontrollierte, begann sie über Fluchtmöglichkeiten nachzudenken und durchsuchte mühevoll jeden Winkel seines Zimmers in der Hoffnung, Geld zu finden. Es war genau so klein wie ihres, doch es war mühsam gewesen, jede Boddiele zu kontrollieren. Ihre Geduld hatte sich bezahlt gemacht. Irgendwann fand sie sein Versteck, wo er sein Geld aufbewahrte, das er an ihr und mit seinem gepanschten Whisky verdiente. Sie horchte noch einmal, ob von unten Schritte erklangen, kroch unter das Bett, ignorierte dabei Schmutz und Spinnweben. Ihr Herz pochte so laut, dass sie glaubte, er müsse es unten hören. Wenn er sie hier erwischte, würde er sie totprügeln. So schnell es ihre zitternden Finger erlaubten, hob sie zwei Dielenbretter an. Den Stock, den sie in ihrer Rockfalte verborgen gehalten hatte, steckte sie in das Loch. Ein leises Geräusch sagte ihr, dass sie nun gefahrlos hineingreifen konnte. Der Schatz war mit einer Falle gesichert. Sie schnappte sich das Geld, legte die Bretter wieder darauf und kroch hervor. Ohne sich den Staub vom Kleid zu klopfen, wollte sie aus dem Zimmer huschen, als sie polternde Schritte vernahm. Owens. Unmöglich in ihr Zimmer zu gelangen. Belinda zitterte. Sie hatte das Gefühl, ihr Herz bliebe stehen. Augenblicke später, die sich wie eine Ewigkeit anfühlten, hörte sie nichts mehr. Vorsichtig öffnete sie die Tür und sah sich um. An die Wand gedrückt, schlich sie zu ihrem Zimmer.

Da sah sie ihn. Verrenkt saß er auf einer der oberen Stufen und schlief. Sie schlüpfte in ihr Zimmer, schlüpfte in ihren Mantel und verstaute das Geld in den Taschen. Der einzige Gegenstand, den sie als Waffe benutzen konnte, war der Wasserkrug. Als sie auf dem Gang auf eine knarrende Diele trat und sein Schnarchstakkato aussetzte, hielt sie kurz den Atem an. Nach einigen Augenblicken setzte er es in gleichem Takt fort. Sie musste eine Stufe übersteigen, um ihm nicht auf die Hand zu treten. Plötzlich umfasste er ihr linkes Fußgelenk. Wie erstarrt blieb sie stehen. War er wach? Scheinbar nicht. Er rülpste im Schlaf, lockerte aber seinen Griff um keinen Deut. Vielleicht träumte er, er hielt eine Whiskyflasche. Angstschweiß bildete sich auf ihrer Stirn. Sie versuchte zu beten. Etwas, dass sie seit Monaten nicht mehr getan hatte. Der leere Wasserkrug in ihren Händen wog schwerer, als er war. Zerschlug sie ihn auf seinem Kopf, bestand die Gefahr, dass er starb und sie würde als Mörderin gejagt werden. War der Schlag zu leicht, wachte er auf. Auch wenn er noch so besoffen war, hatte sie gegen ihn keine Chance. Sie versuchte die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken. So kurz vor dem Ziel sollte nicht alles zu Ende sein. Sie wusste nicht, wie lange sie dastand und auf seine Umrisse starrte. Die Füße schmerzten und ungeweinte Tränen brannten in ihrer Kehle. Abwechselnd blickte sie auf den Krug und auf den Mann, der ihr das Leben in den letzten Monaten zur Hölle gemacht hatte. Ein Schlag konnte den Weg zum Galgen bedeuten, oder ein noch schlimmeres Leben, wenn er überlebte. Vielleicht würde man sich gar nicht erst die Mühe machen, nach ihr zu suchen. Mit beiden Händen fasste sie den Krug, hob ihn hoch über ihren Kopf. Mit einem Grunzer, der sie an ein Schwein erinnerte, ließ Owens ihren Knöchel los, stemmte sich auf die andere Seite, ohne aufzuwachen. Fast hätte sie den Krug in ihrer Aufregung fallen gelassen. Sie achtete genau darauf, nur die Stufen zu betreten, die nicht knarrten. Vor Nervosität stolperte sie. Schweißgebadet sah sie zu Owens, doch zu seinem durch Whisky benebelten Gehirn drang nichts durch.

Unten empfing sie ein Gestank von Alkohol, kaltem Rauch, Schweiß und vollen Spuknäpfen. Angeekelt tastete sie sich in der Dunkelheit zur Hintertür. Draußen atmete sie einige Male tief durch und wäre am liebsten vor Dankbarkeit zu Boden gesunken. Der Schritt in die Freiheit. Aber noch war es nicht geschafft. Sie war erst sicher, wenn sie weit genug von der Stadt entfernt war. Von den Kerlen, die im Saloon verkehrten, hatte sie erfahren, dass frühmorgens ein Frachtwagen die Stadt verließ, dessen Fahrer hier einige seiner Waren verkaufte. Immer im Schatten bleibend, lief sie zum Mietstall. Scharfe Ausdünstungen drangen in ihre Nase. Der Stallmann grunzte im Schlaf. Einen Augenblick lang dachte sie daran, ihm ein Messer in sein Herz zu stoßen. Dieses abartige Scheusal kam oft zu ihr. Er liebte es, sie zu quälen und zu schlagen. Schnell hatte sie ihre Hassgefühle unter Kontrolle, durchschritt den Stall und gelangte in den Hinterhof. Da stand er. Der Wagen in die Freiheit. Noch war alles ringsum ruhig. Sie kroch unter die Plane und versuchte es sich zwischen Kisten und Säcken einigermaßen bequem zu machen. Sollte Stu Woodrow sie während der Fahrt entdecken, würde es ihr nicht gut ergehen. Er war ein Halsabschneider, der für Geld auch seine eigene Mutter verkaufte. Doch schnell verwarf sie den Gedanken. Es musste einfach gelingen. Langsam beruhigte sich ihr Puls und sie döste ein.

*Seit einer Woche war sie mit dem jüngsten Sohn der Cahoon-Familie verheiratet. Ben las ihr jeden Wunsch von den Augen ab. Ihr Vater Jeremiah Whitelock hatte darauf bestanden, dass sie auf seiner Ranch lebten, da Belinda sein einziges Kind war und er zudem nur eine Tochter hatte. Nach dem Tod seiner Frau hatte er nicht wieder geheiratet. Die zuvorkommende Behandlung, die Ben ihr gegenüber zeigte, missbilligte ihr Vater, der keine Gefühle zeigen konnte. Es war nicht einfach, mit dem griesgrämigen alten Mann unter einem Dach zu leben. An ihre Mutter konnte sich Belinda nicht erinnern. Sie war fünf, als diese nach einem Unfall gestorben war. Belinda befand sich mit Ben alleine auf der*



Ranch. Ihr Vater war mit seinen Männern zur Wolfsjagd draußen. Der strenge Winter trieb die Wölfe auf der Jagd nach Beute gefährlich nah an die Ranch heran.

Plötzlich flog die Tür krachend auf. Nicht der Schnee, der hereinge- weht wurde, war das Schlimmste, sondern die vier vermummten Män- ner. Ben hechtete an die Wand, an der das Gewehr hing. Der Mann, der als Letzter hereinkam, sprang auf ihn zu und stieß ihm ein Messer in die Brust. Belinda schrie auf, presste die Hände vor den Mund. Blut färbte Bens Hemd dunkel. Sein verzweifelter Blick galt ihr, seine Lip- pen wollten etwas sagen, doch nur ein gurgelnder Laut entfloh seiner Kehle. Dann sackte er zu Boden. Belinda stürzte auf ihn zu und wurde von einem der Männer brutal zurückgerissen. Ungerührt wischte der Mörder sein Messer an Bens Kleidung ab.

»Wir haben Hunger. Los, mach uns was zu essen«, forderte der Kerl, der sie am Arm hielt und mit der anderen Hand seinen Hut und das Tuch, das er um den Kopf geschlungen hatte, zu Boden warf.

Unfähig sich zu bewegen starrte Belinda auf Ben. Tränen rannen ihre Wangen herab. »Die Cowboys werden bald zurückkommen«, schluchz- te sie.

»Halte Wache an der Tür«, befahl der Dunkelhaarige einem seiner Kumpane.

Es war eine Illusion zu glauben, ihr Vater käme mit den Männern bald zurück. Erst vor wenigen Stunden hatten sie die Ranch verlassen.

Der Kerl zog sie ganz nah an sich. Schlechter Atem schlug ihr entge- gen. »Ich hatte gesagt, wir haben Hunger.« Er fasste mit seinen schmutzigen Fingern ihr Kinn und drückte schmerzhaft ihren Mund.

Zum Einverständnis nickte sie. Er stieß sie von sich und setzte sich mit zwei von denen an den Tisch, während der andere an der Tür ste- hen blieb. Unter Tränen schnitt Belinda Speck, briet ihn und gab Eier in die Pfanne. Immer wieder floh ihr Blick zu Ben, in der Hoffnung, er lebte. Doch seine aufgerissenen Augen sagten das Gegenteil. Im Stillen betete sie, dass die Männer nach dem Essen die Ranch so schnell wie möglich verließen. Sie versuchte nicht daran zu denken, was sie noch vorhaben könnten. Wie Messerstiche spürte sie ihre Blicke im Rücken. Mit zitternden Händen stellte sie jedem einen gefüllten Teller hin. Der

eine an der Tür aß im Stehen und lauschte, ob von draußen Geräusche erklangen. Doch außer dem Heulen des Windes war nichts zu hören.

»Setz dich zu mir«, verlangte der Dunkelhaarige. Er schien der Anführer zu sein.

Um ihn nicht zu verärgern, setzte sich Belinda neben ihn. Ihr Körper bebte vor Angst. Mit lauten Rülpsern beendeten die Kerle ihr Mahl. Der Anführer fegte mit seinem Arm die Teller vom Tisch, packte Belinda und warf sie mit dem Rücken auf die Tischplatte. Ein anderer hielt ihre Arme fest.

»Bitte. Ich gebe Ihnen alles, was wir haben. Bitte ...« Ihre Worte gingen in Schluchzen über.

Er grinste, knöpfte seine Hosen auf und riss ihr Kleid hoch.

Belinda schreckte hoch, mit dem Geschmack von salzigen Tränen auf ihren Lippen. Nur langsam kehrte sie in die Wirklichkeit. Dieser Traum kehrte immer wieder, seit damals. Seit dem Tag, der ihr Leben grausam veränderte. Der Tag, an dem sie starb. Der Tag, an dem sie durch das Höllentor trat. Zu vergessen war ein Wunsch, der nicht in Erfüllung gehen würde. Das wusste sie nur zu gut. Wie sollte man den Ritt durch die Hölle vergessen? Ohne es verhindern zu können, quoll ein Tränenschwall aus ihren Augen. Zornig über den Gefühlsausbruch trocknete sie mit dem Mantelärmel ihr Gesicht. Tränen hatten ihr in den letzten Monaten nicht geholfen, wenn sie zitternd und wimmernd vor Owens auf dem Boden lag und er ihr die Peitsche über den Rücken zog. Tränen würden ihr auch nicht in Zukunft helfen. Sie musste lernen, stark zu werden. Trotzig schob sie die Unterlippe vor und ballte die Fäuste. An den Geräuschen erkannte sie, dass die Zugtiere eingespannt wurden. Kurz danach setzte sich der Wagen in Bewegung. Ihr Puls schlug schneller. Es war soweit. Die Freiheit war greifbar nahe. Sie wusste nicht, wo Stu hinfuhr, nicht wo sie landen würde, doch schlechter als hier konnte es nirgendwo sein. Die Hölle war hier, es konnte nur noch besser werden. Durch das Rumpeln des Wagens und das

Anlehnen an eckige Kisten schmerzte bald ihr ganzer Körper. Doch die Aussicht auf ein neues Leben ließ sie das alles gut ertragen. Der Wagen bewegte sich viele Stunden, bevor er stoppte. Sie hörte Stu mit jemandem sprechen. Vor Schreck hielt sie den Atem an, als die Plane ein Stück zurückgeschlagen wurde. Jemand zerrte eine Kiste von der vorderen Ladefläche, dann wurde die Plane wieder zugeschlagen. Wahrscheinlich waren sie an einer einsamen Farm angelangt. Das war nicht das, was sich Belinda unter Freiheit vorstellte. Sie hoffte, auf diesem Weg in eine Stadt zu gelangen. Dann ging die Fahrt wieder stundenlang weiter. Als er wieder hielt, musste es bereits Abend sein. Irgendwann erklangen keine Geräusche, außer die der Nacht. Vorsichtig schob sie sich unter der Plane vom Wagen. Sie musste so schnell wie möglich in die Büsche. Stus gleichmäßige Atemzüge erklangen von vorne. Kurze Zeit später kroch sie wieder an ihren Platz, versuchte das Rumoren in ihrem Magen zu ignorieren. Es war schon lange her, seit sie gegessen hatte, doch unmöglich, eine der Kisten geräuschlos zu öffnen. Also musste sie ausharren. Gab es wirklich bald ein neues Leben für sie? Sie konnte es noch nicht glauben. Von Owens war sie weit genug entfernt und in dem Kaff gab es keinen Sheriff, den er ihr nachschicken konnte. Wichtig war, hilfsbereiten Menschen zu begegnen. Wie lange war es her, dass Menschen freundlich zu ihr waren? Als die Banditen sie damals mit sich durch den eisigen Winter schleppten, dann an Percy Owens verkauften, der sie vermietete, wünschte sie sich oft zu sterben. Doch man starb nicht dann, wenn man es wollte. In Gedanken stellte sie sich einen schicken Hutladen vor, den sie mit dem Geld kaufen würde. Es war egal, wo, eine große Stadt sollte es sein, in der sie leben wollte. In ihrem Laden würden die reichen Damen der Stadt einkaufen. Vielleicht sollte sie auch Kleider anbieten? An Sonntagen würde sie hübsch gekleidet in die Kirche gehen und zu den geachteten Bürgern der Stadt zählen. Zum ersten Mal seit Langem lächelte sie. Die meiste Zeit blieb sie wach, malte sich ihr neues Leben aus, lauschte den Ge-

räuschen der Natur, döste hin und wieder ein. Irgendwann zuckelte der Wagen wieder los und bewegte sich stundenlang vorwärts, bis Stimmengewirr die Monotonie ablöste. Belinda unterschied Stu und mehrere Stimmen in einer anderen Sprache. Plötzlich erstarb Stus Stimme mit einem gurgelnden Laut. Die Plane wurde weggerissen. Sie blinzelte gegen das grelle Licht, ihr Mund öffnete sich zu einem stummen Schrei. Ihr Traum von Freiheit starb in dieser Minute, wurde weggefetzt wie ein Blatt im Sturm. Fassungslos starrte sie auf die fünf halb nackten Wilden auf ihren gescheckten Ponys, die sich sichtlich freuten, mit ihr eine zusätzliche Beute gemacht zu haben. Ein unartikulierter Laut entfloher ihrer Kehle. Indianer. Sie redeten durcheinander, lachten und deuteten auf sie. Die ersten Indianer, in deren Antlitz Belinda blickte. Man erzählte sich Gräueltaten, die sie ihren Gefangenen antaten. Doch Geschichten zu hören oder sie zu erleben, waren zwei verschiedene Welten. Die wildesten Szenarien jagten durch Belindas Gedanken: geschändete, ermordete Frauen, skalpierte Menschen, zerstückelte Leiber. Der Schock war so groß, traf sie wie ein Hagelsturm. Sie vergaß zu schreien. Am liebsten hätte sie sich zwischen den Kisten und Säcken verkrochen, um später aufzuwachen und zu erkennen, dass alles ein Albtraum war. Für einen Augenblick verblassten die Gestalten zu Schemen, bis sie sie wieder klar und deutlich wahrnahm. Wie in Trance drehte sie sich nach vorne. Einer sprang auf den Wagen, setzte ein Messer an Stus Kopf, schnitt ihm einen Teil der Kopfhaut mitsamt dem Haar ab und hob seine blutige Trophäe triumphierend hoch. Die fünf waren kaum den Kinderschuhen entwachsen und bereits so grausam. Belinda fühlte Magensäure hochsteigen. Der Halbwüchsige riss den Pfeil aus Stus Brust, steckte ihn in seinen Köcher, den er umgehängt hatte, und stieß den Toten vom Wagen. Dann nahm er die Zügel und trieb die Pferde an. Wie zerschlagen saß sie zwischen den Kisten und starrte ins Leere. So oft war sie durch die Hölle gegangen. Warum gab es nicht auch für sie ein bisschen Glück? Die ganze

Flucht war sinnlos gewesen, denn jetzt wurde es mit Sicherheit grausamer, als sie es in ihren schlimmsten Albträumen erlebt hatte. Das Geld in ihren Taschen war so wertlos wie ihr Leben. Sie betete um einen schnellen Tod. Das Einzige, das jetzt noch zählte, war schnell zu sterben. Nur nicht leiden. Das musste ihr das Schicksal doch zugestehen, nach all dem, was sie bisher ertragen hatte. Gerade jetzt erinnerte sie sich, dass sie als Mädchen versuchte, neben ihrem Ranchhaus eine Blume zu pflanzen. So sehr sich Belinda bemühte, das Pflänzchen zum Wachsen zu bringen, es verdorrte. So war es im Leben. Nicht für jeden Menschen war Platz. Irgendwo würde sie sterben und niemand kümmerte es. Kein Kreuz, auf dem ihr Name eingraviert war. Vergessen, ausgelöscht, als hätte sie nie existiert. Die Angst war so allgegenwärtig, so mächtig, dass sie dachte, ersticken zu müssen. Nach stundenlanger Fahrt kamen sie in ein Lager, das aus mehreren spitz zulaufenden Zelten bestand. Manche waren sogar mit Malereien verziert. Kein einziger Holzbau war zu sehen. Die Leute rannten neugierig näher. Alle hatten langes, schwarzes Haar, die Frauen trugen es teilweise zu zwei Zöpfen geflochten, Kleinkinder liefen nackt umher. Ihre fünf jungen Entführer stiegen von den Pferden und blickten stolz in die Runde. Die Männer waren alle bis auf einen Lendenschurz nackt. Einer der Indianer redete aufgebracht auf ihre Entführer ein. Einer der Jungen kam zum Wagen, zerrte Belinda herunter und stieß sie zu Boden. Sie landete vor den Füßen des Mannes, der mit dem Tun der anderen nicht einverstanden zu sein schien. Vielleicht war er aufgebracht, weil sie sie nicht sofort getötet hatten. Er zerrte sie hoch. Sie blickte in dunkle, vor Zorn funkelnde Augen. Sah so der Tod aus? Eine Welle der Angst jagte durch ihren Körper. Das Gesicht des Mannes verschwamm, ihre Beine knickten weg.

Wärme war das Erste, was Belinda fühlte. Sie setzte sich auf und hielt das Fell, das sie wärmte, vor ihre Brust. Jemand hatte sie ausgezogen. Verwundert stellte sie fest, dass sie nicht gefes-

selt war. Wozu auch? Die Indianer wussten, dass sie keine Fluchtmöglichkeit aus dem Lager hatte. Durch die geöffnete Türklappe des Zeltcs drang Tageslicht. Der Geruch von Fett und Kräutern hing in der Luft und von draußen drang das Aroma von gekochtem Fleisch herein. Das Zelt war geräumig. Verschiedene Körbe standen in einer Reihe, ein eigenartiges Gestell mit einer hohen Lehne erregte ihre Aufmerksamkeit. Eine Frau trat ein und hielt ihr eine Schale hin. Auffordernd deutete sie darauf und plapperte in ihrer Sprache. Vorsichtig griff Belinda danach. Bekam sie eine letzte Mahlzeit, bevor man sie tötete? Ein schneller Tod war nicht so schlimm, doch die Grausamkeiten, die man sich erzählte, kamen sicher nicht von ungefähr. Sie roch an der Schale. Es sah wie eine Suppe mit großen Fleischbrocken aus. Besaßen die Wilden nicht mal Gabel und Löffel? Wie primitiv sie doch waren. Und statt der Betten lagen sie auf Fellen am Boden. Jeder anständige Mensch schlief in einem Bett. Sie spitzte die Lippen und kostete behutsam, um sich nicht zu verbrennen. Es schmeckte ganz gut, ein wenig süßlich. Während sie aß, betrachtete sie die Frau. Durch das vom Wind und Wetter gegerbte Gesicht war das Alter schwer zu schätzen, doch sie musste schon weit über die vierzig sein. Ihr dunkles, mit Silberfäden durchzogenes Haar war zu zwei Zöpfen geflochten, die bis über ihre Brust hingen. Das einfache hellbraune Lederkleid war an den Nähten mit bunt gefärbten Borsten verziert.

Das Lächeln, mit dem Belinda der Frau die leere Schale reichte, misslang. Wie lange würde es dauern, bis man sie holte? Die Frau nahm aus einem Bündel ein Kleid und warf es Belinda in den Schoß. Bekam sie ein eigenes Totenkleid? Wie viele Frauen waren vor ihr in dem Kleid gestorben? Im Prinzip war es egal, in welchem Fetzen sie starb. Die Frau riss ihr das Fell weg und redete mit ungeduldiger Stimme auf sie ein, während sie sie hoch zog. Sie besaß ungeheure Kraft. Um sie nicht zu verärgern, streifte Belinda das Kleid über. Es schmiegte sich weich an ihre Haut, war aber nicht so schön wie das Kleid der Frau. Es trug keinerlei

Verzierung. Zufrieden nickte die Frau. Von draußen erklang eine Stimme und die Indianerin antwortete. Ein Mann trat ein. Er trug lediglich ein Tuch, das zwischen seinen Beinen durchgezogen und an einem Gürtel befestigt war. Wie unanständig. Belinda zwang sich, nicht hinzusehen. Er sprach kurz mit der Frau in seiner Sprache, dann wandte er sich zu Belinda. Ihr Herz klopfte bis zum Hals. Das mulmige Gefühl in ihrer Magengegend verstärkte sich.

»Wo ist deine Familie?«, fragte er in besserem Englisch, als es viele Einwanderer konnten.«

Dieser Teufel sprach ihre Sprache. Belinda überlegte fieberhaft. Welches war die richtige Antwort, um leben zu dürfen? »Ich habe keine Familie.«

Er war um einen halben Kopf größer als sie und wohl auch einige Jahre älter. Noch nie hatte sie in so dunkle Augen geblickt. Seine Haut war bronzefarben und sein Oberkörper wies kein einziges Härchen auf.

»Waschté.« Er nickte. »Du bleibst bei Wacinyanpi-win.«

Er unterhielt sich kurz mit der Indianerin, dann drehte er sich um, ohne sich um Belinda zu kümmern.

»He, warte«, rief Belinda und wollte ihm nach, doch sie wurde von der Frau zurückgerissen.

»Du kannst mich nicht zwingen, hierzubleiben. Hast du verstanden?«

Er drehte sich mit einem belustigten Grinsen um. »Dein Volk hat sich nicht gut um dich gekümmert.« Sein Blick richtete sich auf ihre Oberarme, deren Narben unter den angeschnittenen Ärmeln gut sichtbar waren. Ohne ein weiteres Wort verließ er das Zelt. Belinda war wie vor den Kopf geschlagen. Was bildete sich dieser Heide ein? Wieder wollte sie ihm nach und wieder riss die Frau sie zurück und schlug Belinda mit einem Stock auf den Rücken. Ohne über ihr Tun nachzudenken, warf sich Belinda herum und entriss der Indianerin den Stock. Wut und Enttäuschung siegten über ihren Verstand und gaben ihr die Kraft. So

viele Prügel hatte sie die letzten Monate einstecken müssen, so viele Demütigungen ertragen, doch nun war das Maß voll. Lieber sollten die Wilden sie töten, als dass sie noch einmal Schläge über sich ergehen lassen würde.

»Schlag mich nie wieder«, zischte Belinda und schleuderte den Stock gegen die Zeltwand. »Nie wieder. Sonst bring ich dich um, oder ihr müsst mich umbringen.« Ihre Nasenflügel bebten, scharf sog sie die Luft ein. Nur mühsam brachte sie das Zittern ihrer Hände unter Kontrolle, die sich am liebsten um den Hals der Frau gelegt hätten. Auch wenn die Frau ihre Worte nicht verstand, es gab ihr ein gewisses Maß an Genugtuung, das zu sagen. Die Indianerin schaute sie kurz an, plapperte etwas und nickte dann. Belinda glaubte so etwas wie Anerkennung aus dem Tonfall herauszuhören. Aber sie täuschte sich sicher.

\*\*\*

Als die Sonne ihrem Zenit entgegen strebte, war das Unwetter vorbei. Das Land dampfte. Überall standen riesige Wasserlachen, Gräser und Strauchwerk glänzten wie frisch gebadet. Doch die Spuren des großen Regens verschwanden wieder rasch. Nach und nach verdunsteten die Pfützen und die Spuren des Regens verschwanden langsam. Reiter tauchten auf den Höhen der Sierra Carrizo auf. Langsam bewegten sich die fünf Männer hinunter in das Tal, in dem die kleine Siedlung eingebettet war. Der Ort wirkte wie ausgestorben, als die fünf Reiter mit ihren Pferden auf die Überlandstraße einschwenkten. Es fehlte das pulsierende Leben, das eine schöne Stadt ausmachte. Es fehlten Kinderlachen, Schule und Kirche. Hier lebten Leute, die vor etwas geflüchtet waren, die am liebsten ihre Ruhe hatten. Ein beliebtes Ziel für Banditen, die nach ihren Beutezügen Rast machten. Reitern wie Pferden war anzusehen, dass ein langer Weg hinter ihnen lag. Sie waren staubbedeckt und den Reitern stand die Müdigkeit im stoppelbärtigen Gesicht. Alle fünf trugen lange



Staubmäntel. Unbeirrt ritten sie an der Schmiede vorbei, aus der dumpfe Hammerschläge klangen. Der Wind schien den Atem vor dem Hauch des Bösen anzuhalten, der die Reiter umhüllte. Jeremiah Whitelock, der Anführer, wusste, dass sie Aufsehen erregten. Sie waren unrasiert und ihre Kleidung zerschlissen und dreckig. Das einzig Gepflegte an ihnen waren die Waffen, die in der brennenden Sonne um die Wette funkelten. Sie waren alle schwer bewaffnet.

Jeder trug zwei Revolver im Gürtel, dazu Messer und im Scabbard ein Gewehr. Viele Augenpaare folgten ihnen.

»Heavens«, sagte einer der Männer, als sie ihre Pferde schließlich vor dem Hitch Rack des Silverstar Saloons zügelten.

»Was ist denn das für ein trostloses Nest? Da geht es ja selbst auf dem Friedhof von Stanford lebhafter zu?«

»Woher willst du das wissen?«

Der Sprecher grinste vielsagend. »Ich bin in Stanford aufgewachsen und dort war wirklich der Hund begraben«

»Hört auf mit dem Gequatsche«, bellte Whitelock und stieg aus dem Sattel. »Ihr wisst, warum wir hier sind.« Er wickelte die Zügelenden um das Holz des Hitch Rack, ging mit wiegenden Schritten um sein Pferd herum und stieg die Stufen zum Vorbau des Saloons hoch. Mit federnden Schritten trat er ein und ging zum Schanktisch. Seine Begleiter folgten ihm einen Atemzug später. Hinter den Tresen stand ein glatzköpfiger Keeper, der vergeblich versuchte, ein schmutziges Glas mit einem noch schmutzigeren Tuch sauber zu bekommen. Er stellte das Glas zur Seite und blickte ihnen abwartend entgegen.

»Whisky für mich und meine Männer«, befahl Whitelock. »Aber nicht die Büffelpisse, die du sonst deinen Gästen auschenkst, sondern aus der Flasche unter der Theke.«

Der Keeper zuckte zusammen und tupfte sich mit dem dreckigen Tuch den Schweiß von der Stirn. Sein Gesicht war blass und seine Hände zitterten, als er den Befehlen des Sichelbärtigen nachkam.

»Hast du einen Namen?«

»Percy Owens«, erwiderte der Mann hinter der Theke leise.

»Fein Percy, dann schenk mal ein. Auch einen für dich.«

»Danke, Mister.«

In der Stimme des Keepers hallte Nervosität wider. Seine Angst prallte förmlich gegen Whitelock. Schnell stellte er ein halbes Dutzend Gläser auf die Theke und schenkte aus einer bauchigen Flasche ein. Seine Hände zitterten dabei, mehrmals schlug der Flaschenhals klirrend gegen die Gläser.

»Nervös?«, fragte Whitelock spöttisch.

»Nein, nein«, antwortete Owens und schüttelte den Kopf.

Die Männer kippten sich grinsend den Alkohol in die Kehlen und beobachteten den immer nervöser werdenden Mann.

»Gibt's hier auch Weiber?«, fragte Whitelock.

Owens grinste schmierig. Offensichtlich bekam er mit diesem Thema Oberwasser. »Ich hatte mal eine, aber das Luder ist abgehauen.«

Whitelock feixte. »Wahrscheinlich hast du es ihr nicht richtig besorgt.«

Der Keeper trat einen Schritt zurück und winkte abwehrend mit den Händen.

»Nein, nein, es ist nur so, dass die verdammte Hure ständig gemammert und geflennt hat. Ich musste sie praktisch zur Arbeit prügeln.«

»So eine hatte ich auch mal«, entgegnete Whitelock. »Vielleicht reden wir von derselben.«

Owens lachte. »Das glaube ich weniger. Meine hieß Belinda, sie war dunkelhaarig und ziemlich groß. Das Miststück dachte, sie wäre etwas Besseres.«

In diesem Moment wusste Whitelock, dass er sein Ziel gefunden hatte. Vor drei Monaten, im tiefsten Winter, kam er eines Tages von der Wolfsjagd nach Hause und fand seinen toten Schwiegersohn im Haus. Seine Tochter war verschwunden. Seither brannte der Hass in ihm wie eine lodernde Fackel. Er heuerte

vier Männer an und verfolgte die Spur der Mörder und Entführer. Seine Begleiter waren Abschaum, keinen Deut besser als die Mörder, welche er verfolgte, aber für sein Vorhaben genau richtig. Eine harte Hand und Geld, mit diesen beiden Dingen konnte man sie im Zaum halten. Bereits kurze Zeit später schnappten sie einen der Banditen in einer abgelegenen Weidehütte. Seine Kumpane hatten den Mann zurückgelassen, der sein Pferd erschießen musste, da es sich bei einem Sturz ein Bein gebrochen hatte. Nachdem Whitelock seine Füße im Kaminfeuer röstete, sprudelten die Worte nur so aus ihm heraus. Er erzählte, dass sie das Mädchen in einem heruntergekommenen Nest in der Sierra Carrizo verkaufen wollten, beschrieb den Weg dorthin und nannte die Namen des Käufers und seiner Kumpane. Sein Verrat nutzte ihm nur insofern, dass er einen schnellen Tod durch Whitelocks Kugel bekam. Jetzt war er hier, denn der Name des Käufers war Percy Owens. Mit einem Knall, der in der Stille wie ein Donner wirkte, stellte er sein Glas ab.

»Du verdammter Hurensohn. Belinda ist meine Tochter.«

Owens zuckte zurück und prallte gegen das Flaschenregal hinter ihm. Das primitive Brettergestell schwankte, Flaschen und Gläser schlugen klirrend gegeneinander.

»Nein, nein!« Owen spreizte die Finger seiner erhobenen Hände. »Es ist nicht so, wie Sie denken. Ich kann es erklären.«

Whitelock zog seinen Revolver und schoss. »Niemand nimmt ungestraft, was mir gehört. Auch die anderen Hurensöhne schnapp ich mir.« Owens verzweifelt Röcheln und seinen Hilfesuchenden Blick quittierte er mit satanischem Grinsen. Als der Sterbende seinen letzten Atemzug tat, wandte sich Whitelock der Tür zu. Pulverdampf wehte in stinkenden Schwaden durch den Raum. Nun würden sie sich um die Einwohner kümmern. Es müsste mit dem Teufel zugehen, wenn nicht einer von ihnen gesehen hatte, in welche Richtung Belinda oder die Entführer verschwunden waren.

\*\*\*

Sie wusste nicht, wie viele Tage oder Wochen sie sich bereits im Lager befand, hatte jedes Zeitgefühl verloren. Täglich sank Belinda abends müde auf ihr Fell nahe dem Eingang. Die Tage waren erfüllt mit Arbeit: Wasser holen, Feuerholz, Beeren und Kräuter sammeln, primitive Kleidungsstücke nähen. Wenn Wacinyanpi-win schimpfte, wusste Belinda, dass sie wieder etwas falsch machte. Scheinbar durfte man nicht jedes Holz sammeln, sondern nur bestimmte Äste. Das erste Mal, als sie falsches Holz auf den Arm nahm, wollte Wacinyanpi-win zuschlagen, doch Belinda hatte einen Ast in die Hand genommen und die Indianerin herausfordernd angestarrt. Die Schelten endeten nie. Entgegen ihrer Annahme, Wilde seien dreckig, musste sie täglich zum Fluss hinunter, um sich im eisigen Wasser zu waschen. Frauen badeten getrennt von den Männern. Anfangs wurde Belinda wegen ihrer weißen Haut neugierig betrachtet, doch die Neugierde ließ bald nach. Manche versuchten sich mit ihr zu unterhalten, doch Belinda blockte jede Annäherung von vornherein ab. Sie wollte weder die Sprache lernen, noch irgendwelche Freundschaften knüpfen. Manche Frauen begegneten ihr feindselig. Bei der ersten Gelegenheit, die sich ihr bot, würde sie fliehen. Sie wollte nicht den Rest ihres Lebens bei den Wilden verbringen. Es gab so vieles, was für Belinda unsinnig und unverständlich war. Warum bauten sich die Menschen nicht feste Wohnhäuser und schliefen in richtigen Betten? Stattdessen nähten sie Häute zusammen, die ein Blizzard mit Leichtigkeit umriss und schliefen auf dem Boden. Zu ihrer Verwunderung gingen die Indianer mit Kindern sehr nett um. Tat ein Kind etwas, das es nicht tun sollte, wurde es mit etwas anderem abgelenkt. Niemals sah sie, dass ein Kind geschlagen wurde. Belinda hingegen erinnerte sich an viele Ohrfeigen ihres Vaters. Ein markerschütternder Schrei riss sie aus ihren Gedanken. Ein Schrei in höchster Not. Mit einigen anderen lief sie in die Richtung, aus der der

Schrei erklang und stoppte abrupt. Die anderen Frauen liefen kreischend weg oder blieben in sicherer Entfernung stehen. Belinda starrte auf den Bären, der hochaufgerichtet tänzelte. Seine Größe war furchterregend. Man erzählte, dass ein Bär Menschen nicht angriff, doch die verletzte junge Frau am Boden, die langsam rückwärts robbte, widerlegte die Theorie. Unter dem zerrissenen Kleid sudelte Blut aus einer klaffenden Schulterwunde. Nun sah Belinda auch den Grund für den Angriff. Ein Bärenjunges war unweit der Mutter im Unterholz. Die Bärenmutter hatte nur zum Schutz ihres Jungen angegriffen. Sie schleuderte einige Äste auf die andere Seite, um das Tier abzulenken, das drohend auf den Hinterbeinen stand, mit den Pranken in die Luft hieb und gefährliche Laute ausstieß. Belinda war sich ihres unsinnigen Vorhabens bewusst, doch sie konnte die Frau nicht einfach ihrem Schicksal überlassen. Ihr Verstand befahl ihr zu laufen, aber ihr Herz befahl ihr auszuharren. Es war dumm, sich freiwillig der Gefahr auszusetzen, doch sie konnte nicht anders handeln. Auch wenn sie eine Wilde war, war sie doch ein Mensch, war verletzt und stand Todesängste aus. Genau wie Belinda. Der Ast in ihren Händen war eine lächerliche Waffe. Sie zitterte wie eine Pappel im Wind und lachte schrill auf. Wurde das Tier wütender, wenn sie schrie? Mit erhobenen Händen fuchtelte sie herum. Der Bär wiegte seinen massigen Körper, hieb die Pranken durch die Luft und lauschte auf die Laute seines Jungen, das durchs Unterholz lief. Belinda wusste nicht, wie lange sie dem Druck der Furcht noch standhielt. Weglaufen, schrie es in ihr, doch ihre Beine gehorchten nicht. Bald würde sie zerfetzt am Boden liegen. Fraßen Bären Menschenfleisch? Sie wusste es nicht. War sie erst mal tot, war es egal, was mit ihr geschah. Die Bärenmutter schützte instinktiv ihr Junges. Schmerzlich wurde Belinda bewusst, dass sich niemand um sie sorgte, dass es egal war, ob sie lebte oder nicht. Wahrscheinlich war es den Wilden sogar recht, wenn sie starb. Langsam senkte sie die Arme. Plötzlich vernahm sie hinter sich lautes Geschrei. Ein Krieger sprang he-

ran, hob die Verletzte hoch, ein anderer zog Belinda zurück. Mehrere Männer standen mit erhobenen Speeren und versuchten schreiend den Bären in die Flucht zu schlagen. Warum töteten sie ihn nicht? Weil er ein Junges hatte? Am liebsten hätte Belinda befreiend aufgeschluchzt, doch in der kurzen Zeit, die sie im Lager war, hatte sie schon bemerkt, dass man Schmerzen tapfer ertrug. Die Verletzte musste schlimme Schmerzen haben, doch sie ertrug sie stumm mit verzerrtem Gesicht. Als sich alle weit genug zurückgezogen hatten, verlor die Bärenmutter das Interesse an ihnen und trottete mit ihrem Kleinen weg.

Wakteka beobachtete Wihakayda-win, die als Zeichen ihrer Wertschätzung der Gefangenen ein Fell entgegenhielt, die ihn nun fragend anblickte. Er nickte unmerklich. Zögernd nahm sie das Geschenk entgegen. Als Wihakayda-wins Tochter von einem Bären angefallen wurde, hatte sich die Gefangene mutig verhalten. Das hätte er ihr nicht zugetraut, denn in vielen Dingen war sie dumm und linkisch. Weder wusste sie, welches Holz als Feuerholz geeignet war, noch kannte sie Kräuter und essbare Beeren. Was lernten die weißen Frauen? Sie kamen in ein Land, das ihnen nicht gehörte, stellten Forderungen und konnten nicht mal die einfachsten Überlebensgrundsätze. Wakteka war nicht einverstanden gewesen, dass die jungen Krieger unüberlegt den Händler getötet hatten und die weiße Frau mitbrachten. Es gab schon zu viel Krieg mit den Weißen und eine weiße Gefangene stand dem Frieden im Wege. Doch es war geschehen und sie war unter ihnen. Sie war schön und gefiel ihm, doch sie war nicht willens, die Sprache des Volkes zu lernen. Wenn sie sich weiterhin so dumm anstellte, würde er sie bei einem anderen Stamm eintauschen. Auch wenn sie Sehnsüchte ihm erweckte, dachte ein Akicita in erster Linie an das Wohl des Volkes. Sie freiwillig gehen zu lassen, fand Wakteka falsch. Die Weißen würden den guten Willen darin nicht erkennen, sondern aus Rache das Lager angreifen.

Unsicher blickte sie ihn an, als sich Wihakayda-win umdrehte und wegging. »Warum hat sie das gemacht?«

»Du hast ihrer Tochter beigestanden«, antwortete er sanft.

Sie runzelte die Stirn und schien nachzudenken.

»Ist es dir unmöglich zu begreifen, dass die Menschen der Lakota Gefühle haben?«

Sie zuckte und ihr Gesicht errötete. Zum ersten Mal sah er, dass ein Mensch die Gesichtsfarbe ändern konnte. Das sah lustig aus.

»Ich möchte von hier weg.« Trotzig reckte sie ihr Kinn.

»Du dummes Weib. Anstatt zu erkennen, dass es dir bei uns gut geht, bist du starrsinnig. Ich überlege, dich zu verkaufen. Aber sehr viel bringen dumme Weiber nicht ein. Vielleicht schenke ich dich den Pawnee.« Er blickte sie durchdringend an. »Eine junge starke Frau wie dich opfern sie ihrem Gott.« Ihr erschrockenes Gesicht entlockte ihm ein belustigtes Grinsen. Er sollte ernsthaft darüber nachdenken, sie zu verkaufen. Jede Nacht geisterte sie durch seine Träume und lenkte ihn ab. Gerade in schwierigen Zeiten wie diesen, wo die Weißen immer mehr ins Land schwärmten und das rote Volk zurückdrängte und bekämpfte, musste er seine Sinne frei haben. Wakteka machte sich nichts aus weißen, blöden Weibern, doch diese eine hatte ihn verhext. Er musste fasten und sich reinigen, um wieder klar denken zu können.

Die wenigen Worte, die er zu ihr sagte, brannten sich in Belinda fest. Dummes Weib hatte er sie genannt. Diesem blöden Kerl würde sie es zeigen. Sie begann sich für die Sprache zu interessieren und war Wacinyanpi-wins eifrige Schülerin. Erfreut über ihren Lerneifer nannte ihr Wacinyanpi-win geduldig zum wiederholten Male die Gegenstände in ihrer Sprache. Je mehr Belinda lernte, desto freundlicher und zugänglicher wurde Wacinyanpi-win. Ausgiebig beobachtete Belinda das Verhalten der Menschen im Dorf. Irgendwann gestand sie sich ein, dass es nicht so

schlimm war, wie sie anfangs vermutete. Obwohl die Frauen sehr viel Arbeit verrichteten, war immer Zeit für ein Schwätzchen und sie lachten gerne. Auch über Belindas Fehler. Wenn Belinda in ihrer Sprache mit zorngerötetem Gesicht schimpfte, lachten die Indianer noch mehr. Mit der Zeit lernte sie sich zu beherrschen und lachte mit, auch wenn sie ihnen am liebsten an die Kehle gesprungen wäre. Besonders die Sprache hatte ihre Tücken. Es war unsinnig für sie, dass Mann und Frau verschiedene Endungen verwendeten. Auch wenn sie bei der Aussprache viele Fehler machte, verstand sie bald das Gehörte. Die Menschen machten sich Sorgen. Sie hörte von Überfällen auf weiße Siedler durch andere Stämme und von Vergeltungsmaßnahmen der Soldaten. Die Skalpe an vielen Zelten waren schrecklich und erinnerten sie an den Händler, den der junge Krieger skalpierte. Auf der einen Seite waren sie grausam, auf der anderen Seite ... Unwillig schüttelte sie den Kopf. Die Weißen waren doch nicht anders. Sie blickte zum Himmel. Es musste Gottes Wille sein, der sie hierher geführt hatte.

»Dunkle Gedanken trüben deinen Blick. Denkst du, dort oben Antwort zu finden?«

Erschrocken zuckte sie zusammen. In Gedanken versunken hatte sie Wakteka nicht bemerkt. Manchmal dachte sie, er würde sie zärtlich ansehen, wenn er sie beobachtete. Vielleicht waren es Wunschgedanken. Von allen Männern im Lager gefiel er ihr am besten. Für einen Indianer war er hochgewachsen, einen halben Kopf größer als sie selbst. Und für eine Frau war ein Mann eine Absicherung, denn jemand musste für sie jagen. Sogleich erschrak sie über ihre Überlegung. Er war ein Wilder, wie alle anderen.

»Du erschreckst mich, anstatt mir zu helfen.« Sie deutete mit dem Kinn auf das Bündel Feuerholz auf ihren Armen.

»Damit mich meine Freunde verspotten?« Er lachte kehlig. »Ein Akicita erledigt keine Frauenarbeit. Du musst noch viel lernen, Mahpiya-win. Ich nenne dich von nun an Mahpiya-win«



Am liebsten hätte sie ihm das Holz vor die Füße geworfen. Er nahm sich viel heraus, ihr einfach einen Namen zu geben, ohne sie zu fragen. Er klang hübsch, doch fragen wäre nicht zu viel verlangt.

»Du gibst einer Gefangenen einen Namen?« Es nagte an Belindas Selbstwertgefühl, eine Gefangene zu sein. Mit hochoberhobenem Kopf ging sie weg. Wäre sie frei, hätte ihr Wacinyanpi-win längst einen anderen Schlafplatz als den am Eingang zugewiesen. Unvermutet wurde sie angerempelt und jemand riss ihr den Holzstapel aus den Händen. Es war Zitkala-win. Die zänkische Frau konnte Belinda nicht ausstehen. Wahrscheinlich war sie eifersüchtig. Mit Sicherheit hatte sie die Unterhaltung zwischen Belinda und dem Krieger beobachtet. Grob fasste Zitkala-win in Belindas Haar und riss daran. Belinda schrie auf. Ihr Schrei lockte einige Zuschauer heran, die die beiden rangelnden Frauen amüsiert beobachteten. Belinda wollte die Frau nicht verletzen, doch Zitkala-win war nicht zimperlich. Der Schlag auf ihre Nase trieb Belinda die Tränen in die Augen. Es war an der Zeit, sich ihren Platz zu erkämpfen. Sie krallte die Finger in das Kleid ihrer Gegnerin und schleuderte sie von sich. Noch bevor sich Zitkala-win vom Boden erhob, warf sich Belinda auf sie und schlug ihr mehrmals ins Gesicht. Zitkala-win war kräftig. Sie krallte sich einen Stein und schlug zu. Belinda dachte, ihre Wange würde zerpringen. Der Schmerz raubte ihr die Kraft. Zitkala-win stieß Belinda zurück, sprang auf und griff sich einen Ast. Durch die Zuschauermenge, die inzwischen größer geworden war, ging ein Raunen. Bevor sich Belinda erheben konnte, schnellte Zitkala-win auf sie zu. Geistesgegenwärtig stellte ihr Belinda ein Bein. Ihre Gegnerin strauchelte und fiel. Sofort setzte Belinda nach, warf sich auf Zitkala-wins Rücken und umklammerte ihre Arme.

Sie drehte ihr die Arme so weit nach oben, dass es sicher schmerzte.

»Hast du genug?«, zischte Belinda. »Lass mich in Zukunft in Ruhe.«

Als die Unterlegene nicht antwortete, drehte sie ihre Arme grob Richtung Genick. »Los, sag, dass du mich in Ruhe lässt.« Belinda dachte schon, die Frau ließ sich lieber die Arme brechen, als aufzugeben, als sie sich endlich dazu herabließ, »Ich lass dich in Ruhe« zu fauchen. Belinda erhob sich. In so manchen Augen las sie Anerkennung unter den Umstehenden. Unwillkürlich suchte sie Waktekas Blick. Das feine Lächeln, das seine Lippen umspielte, freute sie. Sie bückte sich nach ihrem Holz und trug es hochoberhoben in Wacinyanpi-wins Zelt. Ihre Wange pochte unangenehm und schwoll an, doch sie ließ sich nichts anmerken. Während sie ihr Gesicht kühlte, grübelte sie über ihre Zukunft. Auch wenn Wakteka sie gehen ließ, wo sollte sie hin? Das Geld war verschwunden. Doch ohne einen Cent war ein Überleben nur in den Hurenhäusern möglich. Der Gedanke, so gut wie keine Zukunft zu haben, trieb ihr die Tränen in die Augen. Zurück zu ihrem Vater war nicht erstrebenswert. Konnte sie sich mit dem Gedanken anfreunden, für immer hierzubleiben? Wenn sie an die Hölle der letzten Monate dachte, war es hier doch angenehm. Bis auf die Tatsache, dass sie anders lebten, waren die Indianer Menschen wie die Weißen, die liebten und lachten, in vielerlei Hinsicht sogar sozialer waren. Wacinyanpi-wins Mann war im Kampf gestorben. Sie lebte allein und wurde von ihrem Neffen Wakteka mit Fleisch versorgt. Als Gegenleistung kümmerte sie sich um seine Kleidung. Hier sorgte sich jeder um den anderen, ohne sich in sein Leben einzumischen. Wacinyanpi-win ließ ihr nicht lange Zeit, nachzudenken, sondern schickte sie um mehr Feuerholz.

Wieder trat Wakteka ihr in den Weg. »Du hast gut gekämpft, Mahpiya-win.«

Sie zuckte die Schultern.

»Haben alle weißen Frauen so traurige Augen?«

»Nur diejenigen, die als Gefangene gehalten werden«, antwortete Belinda scharf und ließ ihn ohne ein weiteres Wort stehen.

Abends war sie überrascht, als Wacinyanpi-win sie anhielt, ihr

Lager neben dem ihren zu richten. Also hatte es Wakteka ihr aufgetragen. Belinda konnte lange nicht einschlafen. Neben sich hörte sie Wacinyanpi-wins gleichmäßige Atemzüge. Durch den kleinen Rauchabzug schimmerte das Mondlicht. Wakteka wollte ihr mit dieser Geste zeigen, dass sie nicht länger Gefangene war. Nun lag es an ihr, zu beweisen, dass sie dem gerecht wurde. Gott musste seine Gründe haben, warum er sie auf diesen Weg schickte, auch wenn sie vieles nicht verstand. Schaffte sie es, für immer in einer anderen Welt zu leben, als dort, wo sie geboren worden war? Vielleicht fand sie eine Freundin. Als sie merkte, wie ihre Augenlider schwer wurden, fasste sie einen Entschluss.

\*\*\*

Ein neuer Tag brach an. Nur mühsam durchdrangen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne den Fröhndunst, der sich in dichten Schwaden über die Sierra Carrizo gelegt hatte. Die Rauchsäule des Lagerfeuers war in der Morgendämmerung kaum wahrzunehmen. Zielsicher ritten Whitelock und seine Begleiter auf das verborgene Camp zu. Es lag in einer Bodensenke, eingebettet von dichtem Gebüsch aus Yuccapflanzen. Wäre der Rauch und der Geruch von verbranntem Holz nicht gewesen, hätten sie den Lagerplatz nicht entdeckt. Whitelock wusste, dass die Bande, deren Spur sie folgten, sich inzwischen getrennt hatte. Einer dieser Männer befand sich unter den Strauchdieben, auf deren Lager sie zuritten. Auch die anderen würde er zur Rechenschaft ziehen. Er hatte noch immer bekommen, was er wollte und dazu war ihm jedes Mittel recht. Er zügelte sein Pferd, glitt aus dem Sattel und dirigierte seine Männer. Geduckt liefen sie auf das Lager zu, wo sich allmählich Leben regte. Holzscheite zersprangen knackend im Feuer, Pferde schnaubten, Männer redeten und lachten. Sie schienen sich sehr sicher zu fühlen, es gab nicht einmal einen Wachposten. Als sie sich mit ihren Blechtassen um die verbeulte Kaffeekanne scharten, die auf einem Drei-

bein mitten in den Flammen stand, traten Whitelock und seine Begleiter aus der Deckung. Die sieben Männer am Feuer wirbelten herum und versuchten an ihre Waffen zu gelangen. Instinktiv krümmte Whitelock den Finger um den Abzug und schoss auf den Vordersten. Der Getroffene brüllte laut auf und taumelte rückwärts. Sein Hemd färbte sich dunkel.

»Streckt die Arme zum Himmel.«

Die Männer am Feuer rissen beinahe gleichzeitig die Arme in die Höhe.

»Verdammt, was soll das?«, fragte einer von ihnen.

»Wer von euch ist Gus Jennings?« Whitelock blickte die Kerle der Reihe nach an.

Sie wirkten alle abgerissen und verschlagen wie ein Rudel Wölfe. Nur einer von ihnen passte nicht ganz zur Bande. Ein hoch aufgeschossener blassgesichtiger Bursche mit feuerrotem Haar und einem breitkrepfigen Texashut, den er weit in den Nacken geschoben hatte. Obwohl er seinen Blick störrisch erwiderte, erkannte Jeremiah, dass dieser Junge noch nicht ganz verdorben war. Er benahm sich aufsässig, wirkte aber auf ihn wie ein kleiner Straßenköter, der überall und immer wieder getreten wurde. Als er keine Antwort erhielt, starrte Whitelock wieder auf den Jungen.

»Wer von deinen Freunden hier ist Jennings?«

Der Rothaarige nahm die Unterlippe zwischen die Zähne und blickte hektisch umher.

»Halt bloß dein Maul, Bill«, verlangte der Mann, der neben ihm stand. »Und ihr schert euch zum Teufel.« Sein Blick war auf Whitelock gerichtet. Er versuchte seine Stimme sicher und fest klingen zu lassen, aber sein hüpfender Adamsapfel zeigte deutlich seine Angst.

Ein kaltes Lächeln umspielte Whitelocks Lippen, während er James Shannon zunickte. Er wusste, dass er sich auf ihn verlassen konnte. Er war der Zuverlässigste von seinen Leuten, er schoss zielsicher, aber lachte nie. Wahrscheinlich konnte er es gar

nicht.

»Verpass dem Großmaul eine Kugel, James. Vielleicht kapiere dann die anderen endlich den Ernst der Lage.«

Der große, hagere Mann mit dem Gesichtsausdruck eines Habichts, der seine Beute erspäht hatte, reagierte sofort. Seine Rechte zuckte nach unten. Eine Sekunde später blitzte es an seiner Hüfte auf. Die Kugel seines großkalibrigen Revolvers durchschlug den Oberschenkel des Redners. Der Mann sank in die Knie und wimmerte leise. Sein linkes Hosenbein war voller Blut.

»Wer von euch ist Gus Jennings?« Whitelocks Stimme war gefährlich leise.

Wie auf Kommando ruckten die Köpfe der Banditen auf einen Mann in ihrer Mitte, der sichtlich erblasste.

»Was es auch ist, ich bin sicher, wir können uns einigen«, stotterte dieser.

Langsam schüttelte Whitelock den Kopf. »Erinnerst du dich an die Ranch am Wolf Creek, oben im Norden, letzten Winter? Ihr habt meine Tochter entführt und ihren Mann ermordet.«

»Das war nicht meine Idee«, rief Jennings. »Hoover war der Anführer und Blake hat zugestochen. Ich wollte das nicht.« Sein flehender Blick blieb an Whitelock hängen.

»Was denkst du«, fragte Whitelock, »soll ich mit dir machen?«

»Mit Entführung und Mord hab ich nichts zu tun«, beeilte sich Jennings mit lauter Stimme, die seine Angst widerspiegelte, zu sagen. »Ich helfe euch, Hoover zu suchen. Er ist mit Blake Richtung Osten geflüchtet. Hier ist ihm der Boden zu heiß geworden.«

»Ins Indianerland?« Whitelock schaute ihn kopfschüttelnd an. »Jennings«, flüsterte er, »Mit jeder Lüge wird dein Sterben schlimmer werden.«

»Es ist wahr.« Jennings Stimme überschlug sich vor Angst. »Hoover ist ein gesuchter Mörder, auf den ein Kopfgeld ausgesetzt ist. Dort sucht ihn niemand, weil die genug mit den Rothäuten zu tun haben.« Jennings Blicke irrten von einem zu ande-

ren seinen Kumpanen, von denen er jedoch keine Hilfe erwarten konnte und zu Whitelock. Was er in Whitelocks Augen las, schien ihn zu erschrecken. »Ich helfe euch, ihn zu suchen. Ich wisst nicht wie Hoover aussieht, ich schon.«

»So viele Schwarzgelockte mit einer Narbe an der rechten Wange gibt es nicht, Jennings.« Whitelocks Stimme war freundlich, doch Jennings spürte die Gefahr, denn er trat einen Schritt zurück. Niemand sprach ein Wort, selbst die beiden Verletzten hörten auf zu jammern.

Whitelock zog seinen Revolver. »Jetzt sind nur noch zwei von euch übrig.« Mit diesen Worten schoss er.

Einer von Jennings Kumpel hechtete zu seinem Schlafplatz, um sein Gewehr zu greifen. Er war tot, noch bevor er seine Waffe fassen konnte.

»Wollt ihr mitmachen?«, fragte Whitelock die anderen, die mit erhobenen Händen dastanden.

Der eine schüttelte den Kopf. »Ist nicht unsere Sache.«

»Wir verschwinden jetzt. Sollte sich einer von euch rühren, ist er schneller tot, als er denken kann.« Whitelock erwartete keine Antwort.

Shannon sicherte ihren Rückzug, bevor er selbst verschwand.

\*\*\*

Es kam die Zeit heran, Wacinyanpi-win ihr nicht mehr befahl, was zu tun war. Sie erwartete, dass Mahpiya-win tat, was getan werden musste. Mahpiya-win lernte, sich dem Tagesrhythmus im Lager anzupassen. Sie erledigte die täglichen Arbeiten wie alle anderen. Es war ein hartes Leben, doch die Indianer nahmen alles so hin, wie es kam. Bei schönem Wetter gingen die Krieger zur Jagd, die Frauen erledigten ihre Aufgaben. Während die Jungen sich im Jagen von Kaninchen und im Schwimmen übten, wurden die Mädchen sanft mit den Frauenpflichten vertraut gemacht. Bei Regen blieben sie in den Tipis und besuchten sich ge-

genseitig. Einmal im Monat hielt sie sich im Ischnatipi auf. Es waren stets einige Frauen anwesend und inzwischen konnte sie sich sehr gut verständigen. Dieses Ritual gefiel ihr, so konnte sie sich von den Arbeiten erholen. Im Dorf war keiner für sich, der es nicht wollte. Gearbeitet wurde immer in der Gemeinschaft der Frauen und es wurde genauso getratscht wie bei den Weißen. Scherze über die Männer, Prahlereien und leise Vermutungen über Liebesbeziehungen. Bald schon wurde Mahpiya-win ge-neckt. Die Blickkontakte zwischen ihr und Wakteka blieben nicht unbeobachtet. Lächelnd nahm sie die Neckereien hin. Wakteka sprach sehr selten mit ihr, deshalb war sie im Unklaren, ob seine Blicke eine Bedeutung hatten.

Das Abbrechen des Dorfes, um in das Winterlager zu ziehen, setzte Mahpiya-win in Erstaunen. Für sie war es unerklärlich, von diesem schönen Platz in der Nähe des Flusses wegzugehen. Noch mehr erstaunt war sie, wie schnell die Frauen die Tipis abgebaut und auf Travois luden. Nicht nur Pferde, auch alle Hunde mussten Travois an ihre Größe angepasst ziehen. Wie die meisten Frauen musste auch Mahpiya-win zu Fuß laufen und beobachtete voller Zorn die Krieger, die auf ihren Ponys den Zug abritten. Tagelanges Laufen war für sie ungewohnt. Irgendwann waren ihre Füße wund, jeder ihrer Schritte wog wie ein schwerer Stein. Die Mokassins waren so weich, dass sie jede Bodenunebenheit spürte. Einige Frauen lachten, als sie zusehends zurückfiel und warfen ihr spöttische Blicke zu. Wacinyanpi-win trieb sie zur Eile. Ohne den Spott, der ihren Zorn steigerte, hätte sie es vermutlich nicht bis ans Ziel geschafft. Einmal mehr wurde ihr bewusst, dass für Schwächlinge kein Platz war. Mit geballten Fäusten blieb sie stehen, als der gesamte Tross in einem Tal stoppte. Am liebsten hätte sie sich auf der Stelle umfallen lassen, doch die Frauen begannen sofort, die Tipis zu errichten. Eine große Hilfe war sie Wacinyanpi-win nicht, doch sie hörte kein anklagendes Wort. Sie fühlte sich mehr tot als lebendig, als sie abends auf ihr Fell sank.

In den nächsten Tagen machten die Frauen die Tipis winterfest. Um die Zelte wurden Gräben gezogen und mit Ästen und Zweigen aufgeschichtet, damit der Wind nicht vom Boden unter die Häute zog. Die Böden im Inneren wurden mit Zweigen und Fellen bedeckt. Täglich mühten sie sich ab, genug Feuerholz zu sammeln, das ringsum die Tipis gestapelt wurde. Es war für die Zeit vorgesehen, wenn Schneestürme durch das Land fegten und das Sammeln im Wald unmöglich war. Die Mädchen sammelten Nüsse und die letzten Beeren, die Jungen angelten im Fluss.

Eines Morgens war die Landschaft mit einem weißen Flaum bedeckt. Silberglitzerte der Schnee in der Sonne, die nur noch wenige Stunden am Tag wärmte. Der Winter hatte sich angekündigt und würde bald Tier und Mensch einer schweren Prüfung unterziehen. Mahpiya-win wollte nicht an die bevorstehende Jahreszeit denken. Äußerlich unterschied sie sich kaum von den anderen Frauen. Ihre Haut war von der Sonne gebräunt, ihr Haar von Natur aus dunkel, nur ihre grüngrauen Augen verrieten, dass sie keine Indianerin war. Wenn weiße Händler in das Dorf kamen, versteckte sie sich, so gut wie möglich, doch es blieb nicht aus, dass sie von manchen gesehen wurde. Es war immer möglich, dass sie den Soldaten verrieten, in welchen Lagern sich weiße Frauen aufhielten.

Zu Wacinyanpi-win hegte sie eine tiefe Zuneigung. Die ältere Frau war Freundin und Mutter zugleich. Manchmal dachte Mahpiya-win an früher. Mittlerweile ohne Wehmut und Zorn. Die Verbitterung, die sie einst hegte, wenn sie an die schlimmste Zeit ihres Lebens dachte, war gewichen. Im Dorf fragte niemand nach ihrer Vergangenheit, es zählte nur der Mensch selbst. Inzwischen wurde sie akzeptiert. Nicht von allen, aber doch von den meisten. Zitkala-win würde immer ihre Feindin bleiben.

Mahpiya-win zog ihr Fell fester um die Schultern und starrte sehnsüchtig in die Ferne.

Wacinyanpi-win lächelte. »Hast du Sehnsucht nach deinem Akicita?«



Als wäre sie bei etwas Schlimmen ertappt worden, schüttelte Mahpiya-win hastig den Kopf.

Wacinyanpi-win lachte laut. »Wakteka will den Pawnee die besten Pferde stehlen, um mir ein schönes Geschenk für meine Tochter zu geben.«

Fragend blickte sie die ältere Frau an.

»Wakteka wird mit den besten Pferden der Pawnee zurückkehren. Die schönsten wird er mir geben, als Brautgeschenk für dich, die anderen wird er verschenken«, erklärte Wacinyanpi-win geduldig.

Ihr Herz schlug einen Takt schneller. »Warum etwas stehlen, das man später verschenkt?« Bei manchen Dingen tat sie sich schwer, sie zu verstehen, auch wenn sie schon Monate lang unter den Indianern lebte.

Mit einem nachsichtigen Lächeln antwortete Wacinyanpi-win: »Großzügigkeit ist etwas sehr Wichtiges.«

Die dürftige Begründung erklärte nicht den Sinn, der dahinterstand, doch sie hatte inzwischen gelernt, nicht immer nachzufragen, sondern mit dem Herzen zuzuhören und zu lernen. Stimmungswirr lenkte sie ab. Über die Hügelkette jagte Wakteka mit seinen erbeuteten Ponys. Er war zurück. Bei seinem Anblick schlug ihr Herz schneller. Alle Akicitas der Lakota waren stolze Krieger, doch Wakteka war es nicht nur, er strahlte es aus. Sein sehniger Körper passte sich an die Bewegungen seines Ponys an, mit dem er eine Einheit bildete. Trotz der Kühle war sein Oberkörper nackt, bis auf den Pfeilköcher, den er umgehängt trug. Sie drängte sich nach vorn. Suchend wanderte sein Blick über die Menge und blieb an ihr hängen. Ein feines Lächeln umspielte seine Lippen. Ihr Herz schlug so schnell, dass sie dachte, es hüpfte aus ihrem Körper. Das Kribbeln in ihrer Bauchgegend war so stark, als bevölkerten ihn unzählige Ameisen. Um sie herum verschwamm alles, sie hatte nur Augen für ihn. Sein langes, nachtschwarzes Haar flatterte leicht im Wind. Stolz reckte sie den Kopf. Viele Mädchen und Frauen würden gern sein Zelt mit ihm

teilen. War es Wirklichkeit, hatte Wakteka sie erwählt? Sie, die als Gefangene kam?

Stolz trieb er seine gestohlenen Ponys zur Herde, wo sich die Pferdejungen um die Tiere kümmerten. Mit den anderen lief Mahpiya-win zur Herde, um sie zu begutachten. Viele Augenpaare beobachteten sie. Sie lächelte. Unwillkürlich fiel ihr Blick auf Zitkala-win, die sie mit zusammengekniffenen Lippen anstarrte. Zitkala-win scheute keine Gelegenheit, bei ihren Freundinnen gegen Mahpiya-win zu intrigieren. Doch Mahpiya-win hatte sich inzwischen gut in das Lagerleben angepasst, sodass die Lügen, die Zitkala-win verbreitete, auf keinen fruchtbaren Boden stießen. Irgendwann würde sie es aufgeben. In den nächsten Stunden geschah nichts, das irritierte Mahpiya-win. Wie war der weitere Ablauf? Mahpiya-win wusste so wenig über die Traditionen. Um Wacinyanpi-win zu fragen, dazu war sie zu stolz. Es war schwierig, sich auf die Arbeit zu konzentrieren. So oft sie Wacinyanpi-win anblickte, hatte diese ein verschmitztes Lächeln auf den Lippen. Enttäuscht legte sie sich abends auf ihr Lager. War doch nur alles Einbildung gewesen? Hatte sie in ihrer Verliebtheit übersehen, dass sich Wakteka gar nicht für sie interessierte? Wie beschämend. Es musste so sein, denn sonst wäre doch heute irgendetwas geschehen. Es gab so viele hübsche Frauen und Mädchen im Dorf. Einer der stolzesten Krieger würde sich eine aus seinem Volk wählen und nicht eine weiße Gefangene. Zornig wischte sie die Tränen aus den Augenwinkeln. In Zukunft würde sie ihn ignorieren, diesen eingebildeten Hahn. Doch andererseits war da Wacinyanpi-wins Lächeln. Es war so vielsagend.

Am nächsten Morgen ging sie mit den anderen Frauen wie gewohnt zum Fluss, um das tägliche Bad zu nehmen. Wacinyanpi-wins Blicke ignorierte sie. Zurück im Lager blieb sie überrascht vor ihrem Tipi stehen. Fünf prächtige Ponys waren neben dem Eingang angebunden, auf der anderen Seite ein einzelnes Tier. Ihr Herz klopfte schneller. Es fühlte sich an wie galoppierende

Pferde. Sie war unfähig sich zu bewegen.

Hinter ihr klatschte Wacinyanpi-win in die Hände. »Seht nur, welch Geschenk mir mein Neffe für meine Tochter brachte. Die fünf prächtigsten Tiere seiner Herde.« Sie rief und wiederholte sich so lange, bis sie von einer Menschenmenge umringt waren. Die Ponys wurden eingehend begutachtet, so manch prüfender Blick streifte Mahpiya-win.

»Meine Tochter, das dort ist dein Pony.«

Verwirrt blickte Mahpiya-win sie an. Ein eigenes Pferd? Als sie keine Anstalten machte, sich zu bewegen, schubste Wacinyanpi-win sie vorwärts. »Sieh dir dein Brautgeschenk an, meine Tochter.«

Vor Angst, einzuknicken, hielt sie sich an der Stute fest, die leise schnaubte. Es war das schönste Pferd, das sie je gesehen hatte. Klein, drahtig mit großen braunen und weißen Flecken. Die rechte Kopfhälfte war braun, die andere hell. Das braune Fell rund um die Augenpartie auf der hellen Hälfte sah lustig aus. Sie war wunderschön. Und auch wenn es das hässlichste Tier auf Erden wäre, für Mahpiya-win war es etwas Besonderes. Wakteka hatte die Stute für sie ausgesucht. Alle sahen, dass es ihr persönliches Geschenk war. Am liebsten hätte sie das Tier umarmt, doch vielleicht war das nicht angebracht. Sie beließ es beim Gedanken und drehte sich lächelnd zu Wacinyanpi-win. Bald war sie seine Frau. Sie wusste es nicht genau, doch sie glaubte, dass fünf Pferde ein großes Geschenk waren.

»Du bist deinem Akicita sehr viel Wert, meine Tochter.« Anerkennend nickte Wacinyanpi-win.

Die Erwartung an das Bevorstehende steigerte Mahpiya-wins Nervosität, aber auch ihre Vorfreude. Nicht zu wissen, was sie erwartete, trug nicht dazu bei, ruhiger zu werden. Mit ihren Gedanken war sie nicht bei der Arbeit. Stumm schimpfte sie über Wacinyanpi-win, die den ganzen Tag grinste, aber kein Wort der Erklärung gab.

Gegen Abend drückte ihr Wacinyanpi-win ein Kleid in die

Hand. »Es ist Zeit«, drängte sie.

Mahpiya-win schlüpfte in das weiche Wildlederkleid und drehte sich vor Freude im Kreis. Manchmal hatte sie Wacinyanpi-win bei der Arbeit beobachtet, doch nie einen Gedanken daran verschwendet, dass das Kleid für sie bestimmt sei. Es war aus hellem Rehleder und wunderschön verarbeitet, mit eingefärbten Stachelschweinborsten verziert.

Wacinyanpi-win umarmte sie. »Omani washté, micunksi.«

»Pilamayaye, iná.« Mahpiya-win fiel es leicht, sie Mutter zu nennen. Ihre Ankunft im Dorf stand unter keinem guten Stern, doch sie hatte sich ihren Platz erkämpft. Vor einigen Monaten hatte ihr neuer Lebensabschnitt begonnen und bald war sie die Frau eines Akicitas. Ihr Leben als Weiße lag so weit zurück, immer seltener dachte sie daran. Ihre Mutter führte sie zu ihrem Pferd und gebot ihr, zu Waktekas Tipi zu reiten. Vor dem Zelt stieg sie ab und sah sich scheu um. Die Dämmerung war hereingebrochen. Wenige Menschen befanden sich im Freien. Die meisten wärmten sich in ihren Zelten an den Feuern.

Sie hüstelte verlegen und wurde von Wakteka in das Tipi gebeten. Das Zelt war so groß, dass man in der Mitte aufrecht stehen konnte. Das Feuer loderte hell. Er musste vor Kurzem Holz nachgelegt haben. Er saß an die Rückenstütze gelehnt und winkte sie zu sich. Ihr Herz klopfte bis zum Hals, ihr Kehle schien zugeschnürt zu sein. Bedächtig erhob er sich. Bis auf den Lendenschurz war er nackt. Er trat nah an sie heran. Die Berührung seiner Hand auf ihrer Wange löste ein angenehmes Prickeln in ihr aus. Sein Atem streifte ihr Gesicht. Mit sanften, aber bestimmten Handgriffen befreite er sie aus ihrem Kleid, ließ es achtlos zu Boden fallen und betrachtete sie. Seine Finger berührten ihre Narben an den Oberarmen. Reflexartig zuckte sie. Einen Lidschlag lang verfinsterte sich sein Blick. »Hast du Angst?«

Mahpiya-win sah ihm in die Augen, die sie nun zärtlich anblickten. Sein Blick sagte ihr, dass er ihr niemals wehtun würde. Niemals. Sie lächelte und schüttelte den Kopf. Zärtlich aber be-

sitzergreifend umfassten seine Hände ihre Brüste. Wie ein Wasserfall fiel alles Vergangene von ihr ab, alles Schlechte, das sie durchleben musste. Nur noch die Gegenwart zählte. Wohlige Schauer durchfluteten sie. Er löste den Gürtel, der den Lendenschurz und die Messerscheide hielt, und drängte sie mit sanftem Druck auf das Lager. Sie fuhr spielerisch durch sein langes Haar, tasteten zärtlich sein Gesicht entlang. Seine Brust, unter der sich harte Muskeln abzeichneten, wies die Narben des Sonnentanzes auf. Gierig öffnete sie die Lippen, als sein Mund den ihren berührte. Seine Hände erkundeten ihren Körper. Erregt stöhnte sie auf. Trotz seiner fordernden Berührungen blieb er sanft. Ihr Körper bebte in Erwartung. Sie fühlte seine Ungeduld. Bereitwillig öffnete sie die Beine, als er sich auf sie schob. Ihre Finger krallten sich in sein Haar, kratzten über seinen Rücken. Rhythmisch passete sie sich seinen Bewegungen an. Ihr Körper stand in Flammen. Sie bäumte sich auf, um ihn noch tiefer in sich aufzunehmen. Wimmernd vor Lust gab sie sich der Ekstase hin.

Niemals hätte sie gedacht, dass es so sein könnte. Leidenschaftlich und doch zärtlich. Eine neue Welt hatte sich für Mahpiya-win geöffnet. Ein schelmisches Grinsen umspielte ihre Züge.

»An was denkst du?«, fragte er mit dunkler Stimme.

»An die langen Winternächte«, antwortete sie kichernd.

»Ich habe ein wollüstiges Weib in mein Tipi geholt.« Er drehte sie in Seitenlage. »Tecihihila«, flüsterte er und drängte sich von hinten an sie.

Der Winter hielt sehr früh Einzug. Das Leben im Dorf verlief in gemächlicheren Bahnen. Die Frauen befreiten die Tipis von den Schneemassen und reinigten die Felle im Schnee, damit sich kein Ungeziefer darin einnistete. An schönen Tagen herrschte reges Treiben zwischen den Zelten, während der Stürme verbrachten sie die Zeit in ihren Tipis. Man besuchte sich gegenseitig und beschäftigte sich mit Gesellschaftsspielen, Frauen und Männer getrennt voneinander. Bald wusste Mahpiya-win, dass sie ein Kind

erwartete und brauchte das Ischnatipi nicht mehr aufsuchen. Je länger der Winter anhielt, desto kleiner wurde der Nahrungsmittelvorrat. Die Krieger blieben während der Jagden lange aus und kehrten oft mit wenig Beute zurück, die aufgeteilt wurde. Wakteka versorgte Mahpiya-win mit frischem Wild so gut er es vermochte. Die Ponys magerten ab. Bevor sie nutzlos verendeten, wurden sie von den Kriegern geschlachtet. Viel Zeit verbrachten sie damit, die Umgebung des Dorfes von Raubtieren zu sichern. Einige erlitt die Winterkrankheit, woran zwei Kleinkinder und drei alte Menschen starben. Eine alte Frau verabschiedete sich von ihrer Familie und lief während eines Schneesturms hinaus. Sie hatte ein langes Leben hinter sich und wollte als letzte Geste der Anerkennung an ihre Familie als zusätzlicher Esser nicht zur Last fallen. Solche Wünsche wurden respektiert, auch wenn es schwerfiel.

Jeder sehnte den Frühling herbei.

Der Aufbruch in das Sommerlager war wie der in einen neuen Lebensabschnitt.

Mahpiya-win strich erschöpft über ihren gewölbten Bauch. Nach anfänglichen Schwierigkeiten hatte sie es mit Wacinyanpi-wins Hilfe geschafft, ihr Zelt aufzubauen. Sie waren in das Sommerlager zurückgekehrt. Die Frühlingssonne hatte den Boden bereits getrocknet und die ersten Grashalme sprießten. Obwohl Mahpiya-win nun ihr eigenes Zelt mit Wakteka bewohnte, war ihr Wacinyanpi-win eine großartige Lehrmeisterin. Bald wuchsen wieder köstliche Beeren und Pflanzen, das Feuerholz wurde trocken. Doch die Krieger machten sich Sorgen. Sie fürchteten das Ausbleiben der Büffel. Immer mehr Weiße strömten ins Land, schlachteten die Büffel ab, ohne sie zu verwerten, die Eisenbahnlinie dehnte sich erschreckend weit übers Land. In manchen Gruppen waren Krankheiten ausgebrochen, die die Weißen einschleppten. Wenn sie so etwas hörte, schämte sich Mahpiya-win, eine von den verhassten Weißen zu sein. Wacinyanpi-win beschwichtigte sie, sie sei eine aus dem Volk.

Lächelnd beobachtete sie die herumtollenden Kinder. Bald würde auch ihr Kind auf der Welt sein und in einigen Jahren herumtoben. Einige Krieger, darunter Wakteka, machten sich auf den Weg, um zwei Mädchen zu suchen, die seit dem Morgen unterwegs waren, um Feuerholz zu sammeln. Die Mütter sorgten sich, denn es war ungewöhnlich, dass sie so lange weg waren.

Mahpiya-win war gewohnt, viele Nächte alleine zu verbringen, wenn ihr Mann mit den anderen Kriegern auf der Jagd war oder sich im Land umsah. In diesen schwierigen Zeiten war es gut zu wissen, wer sich in ihren Jagdgründen aufhielt.

Zwei Tage später kehrten die Krieger mit ernsten Gesichtern zurück. Wie alle anderen ging Mahpiya-win ihnen entgegen. Doch diesmal begrüßten die Frauen sie nicht mit dem trillernden Lauten, die Freude ausdrückten. Die Mütter der vermissten Mädchen stürzten zu den beiden Bündeln, die in Decken eingewickelt auf einem Pony befestigt waren.

»Wir bringen euch die Mörder eurer Töchter«, erklärte Wakteka, glitt vom Pferderücken und zeigte auf die beiden Männer, die erschöpft zu Boden fielen. Er löste die Stricke der Weißen, die an die Ponys gebunden waren. Beide bluteten aus mehreren Wunden, ihre Kleidung war zerrissen und die Haut stellenweise abgeschürft. Unbarmherzig waren sie mitgeschleift worden, wenn sie nicht schnell genug rannten. Die Frauen stürzten sich auf die Mörder, schlugen unter lautem Gekreische mit Stöcken, Steinen und Fäusten auf sie ein. Trotz der vielen Blessuren erkannte Mahpiya-win die beiden. Sie versuchte nicht, Hass und Abscheu zu unterdrücken.

Wakteka las in ihrem Gesicht. »Du kennst die Männer?«

Mahpiya-win schluckte. »Es sind die Männer, die mich entführten und verkauften. Ein einziges Mal hatte sie Wakteka knapp ihre Vergangenheit geschildert.

»Nach der Totenzeremonie hast du die Gelegenheit dich zu rächen.«

»Nein«, flüsterte sie. Ich mache mir nicht die Hände schmut-

zig.« Sie unterdrückte den Wunsch ihm zu erklären, dass Rache nicht Gottes Wille sei und es nicht recht war, die Mörder zu foltern. Als die Frauen von den beiden abließen, nutzte Mahpiya-win die Gelegenheit, an sie näher heranzutreten. Die Männer sahen schlimm aus. Ausgerissene Haarbüschel bewegten sich im Wind, feine Blutrinnensale aus vielen Wunden sickerten in den Boden. Die rechte Hand des blonden Mannes war mit Steinen bearbeitet worden und nur noch eine blutige, fleischige Masse. Ein kurzer Anflug von Mitleid überkam sie, der schnell verflog. Er war der Jüngste der Bande, doch auch er musste für seine Taten bezahlen.

»Erinnert ihr euch an die Ranch in Montana, damals im Winter?« Ihre Stimme kam ihr seltsam fremd vor, als ob eine alte Frau spräche.

Der Schwarzhaarige mit der Narbe, der damals der Anführer war, drehte sein zerschlagenes Gesicht zu ihr. Mahpiya-win sah das Aufblitzen des Erkennens in seinen Augen, doch er blieb stumm.

»Madam.« Der Jüngere stöhnte. »Bitte helfen Sie uns«, näselte er und spukte Blut.

»Spar dir deinen Atem, Glen«, murmelte der andere. »Erkennst du sie nicht?«

»Ich war in der Hölle, ihr habt sie noch vor euch«, flüsterte Mahpiya-win.

Krieger zerrten die beiden unsanft hoch und schleppten sie vom Lager weg.

»Madam, Madam, bitte«, gellte schrill die Stimme des Blonden so lange, bis ihn einer der Krieger mit dem Totschläger bewusstlos schlug. Ein Stück vom Lager entfernt ramnten die Krieger Pfähle in den Boden und banden die Mörder mit gespreizten Armen und Beinen fest.

Die beiden geschändeten und ermordeten Mädchen wurden unter Klagen und Weinen rituell bestattet. Am nächsten Morgen begann das langsame Sterben der Mörder. Sie fühlte sich schul-



dig, weil sie ihnen den Tod wünschte, und versuchte sich bei der Suche nach Feuerholz abzulenken, doch die schrecklichen Schreie der Gemarterten verfolgten sie weithin. Es waren unmenschliche Laute wie die eines gequälten Tieres, das instinktiv wusste, dass es sterben wird. Bei dem Gedanken, dass ihnen Körperteile abgeschnitten wurden, musste sie würgen. Sie spürte Magensäure, die drohend hochstieg. Sie atmete flach und wartete, dass das Gefühl nachließ. Die Männer hatten viele schreckliche Taten verübt und sicher den Tod verdient, doch besaß jemand das Recht, sie zu foltern?

»Du willst dich nicht rächen?« Wakteka war ihr gefolgt.

»Nein, es ändert nichts an Geschehenem.«

Er betrachtete sie nachsichtig. »Rache mindert den Hass im Herzen.«

»Niemand hat einen so schrecklichen Tod verdient.« Sie hielt sich die Ohren zu. »Ich kann die Schreie nicht mehr hören.«

»Du bist zu weichherzig. Die Frauen werden bald das Interesse an ihnen verlieren.«

Wakteka ging ohne ein weiteres Wort weg. Mit ihm zu diskutieren war schlicht unmöglich. Erst am Abend verstummten die Schreie. Die Leichen der beiden wurden weit entfernt vom Lager den Raubtieren überlassen.

Je mehr Weiße ins Land kamen, desto mehr Händler kamen auch in die Dörfer, um ihren billigen Tand gegen wertvolle Felle zu tauschen. Die Frauen waren ganz wild auf die wertlosen Perlenschnüre, die sie sich umhängten. Mahpiya-win versuchte manchmal zu vermitteln, da sie merkte, dass jeder Händler betrog, doch die Lakota waren fasziniert von den Dingen, die sie früher nicht kannten. Der Einzug des Alkohols brachte viel Schlimmes mit sich. Betrunkene Krieger torkelten herum, waren gewalttätig ihren Frauen gegenüber. Waren sie wieder nüchtern, gingen sie mit vor Scham gesenktem Kopf umher. Achtung konnten sie sich von ihren Frauen dadurch nicht erlangen.

Mahpiya-win spürte Waktekas Unruhe und auch Enapay, ihr

Führer, blickte oft sehr nachdenklich in die Ferne. Die Älteren machten sich Sorgen und spürten die Veränderung, die wie ein Sturm über dem Land hing. Meldungen über Gräueltaten der Soldaten, die friedliche Dörfer überfielen, häuften sich. Auch die Frauen unterhielten sich untereinander über ihre Sorgen und Ängste. Männer zogen in den Krieg, Frauen und Kinder mussten es büßen. Schlimm waren die Krankheiten, welche die Weißen einschleppten. Ganze Gruppen wurden durch Pocken dahingerafft. Mahpiya-win fühlte drohende Schatten auf sich und ihre Familie zukommen.

Die Männer, die ins Lager ritten, waren weder Soldaten noch Händler. Sie sahen auch nicht wie Kundschafter des Militärs aus. Ohne sie genau zu betrachten, spürte Mahpiya-win das Böse, das von ihnen ausging. Alle fünf trugen lange staubbedeckte Ledermäntel und waren ausreichend bewaffnet. Frauen und Kinder brachten sich in Sicherheit.

»Wer ist der Häuptling von dieser Drecksbande?«, fragte der eine.

Auf Mahpiya-wins Kehle legte sich eine eisige Hand. Trotz der Sonne fröstelte sie. Niemals hätte sie gedacht, dass sie diese Stimme noch einmal hören würde. Sie betrachtete den Sprecher genauer. Kein Zweifel, er war es.

Im nächsten Augenblick erschien Enapay. »Die Weißen kommen nicht als Freunde. Sie verletzen die Gesetze der Gastfreundschaft und sollten unser Dorf verlassen.«

»Halt dein Maul, Rothaut, sonst blas ich dir ein Loch in den Schädel. Ich will die weißen Frauen sehen, die ihr gefangen habt.«

Mahpiya-win spürte, dass die Situation zu eskalieren drohte, denn einer der Banditen zog seine Waffe. Sie trat nach vorne. »Was willst du hier?«

Falls er überrascht war, zeigte er es nicht. »Dumme Frage. Ich hab dich gesucht.«

»Das ist sehr ...« Sie suchte nach einem passenden Wort. »... nett von dir. Du siehst, es geht mir gut. Reite wieder nach Hause.«

Sein Grinsen erinnerte sie an ein Raubtier. »Du kommst mit mir.«

Sie schüttelte den Kopf. »Hier habe ich meine Familie, hier bin ich glücklich.«

»Ich bin nicht den weiten Weg geritten, um unverrichteter Dinge zurückzukehren. Hast du vergessen, wo dein Platz ist?«

»Erträgst du es nicht, wenn jemand glücklich ist, Vater?«

»Mach dich fertig.«

Genauso hatte sie ihn in Erinnerung. Kalthertzig, ohne jede Gefühlsregung. »Ich bleibe hier.«

»Das Militär wartet nur darauf, weiße Gefangene zu befreien.«

Trotzig schüttelte sie den Kopf.

Ungerührt blickte er auf sie herab, ließ seinen Blick über das Dorf schweifen.

»Morgen Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht«, sagte er mit vor Kälte klirrender Stimme, »lasse ich das Lager dem Erdboden gleichmachen. Ich lagere mit den Soldaten eine Meile nördlich von hier.« Sein abfälliger Blick blieb an ihrem gewölbten Bauch hängen.

Unbewusst legte sie schützend ihre beiden Hände drauf.

»Ich hasse dich, du selbstgerechter, alter Mann«, schrie sie mit überschlagender Stimme.

Sie dachte, ohnmächtig zu werden. Wie konnte er das verlangen? Es gab keinen Grund dafür.

Mit einem Kopfnicken befahl er seine Leute. Stumm wie sie gekommen waren, ritten sie aus dem Dorf. Mahpiya-win starrte ihnen nach, bis sie hinter den Hügeln verschwanden und Tränen ihren Blick trübten.

Enapay trat zu ihr. »Mahpiya-win, ist eine aus dem Volk und Waktekas Frau. Wie deine Entscheidung auch ausfällt, das Volk wird sie akzeptieren.«

Mahpiya-win presste die Hand auf den Mund. Diese Worte waren weit schlimmer, als wenn er sie aus dem Dorf gejagt hätte. Er überließ ihr die Entscheidung zu bleiben oder zu gehen. Blieb sie, würden viele sterben, ging sie, würden sie überleben. Tränenblind stolperte sie in ihr Zelt, wo sie wimmernd zu Boden sank. Warum war er so grausam? Der Schmerz überwältigte sie. Ihr Weinen und Klagen war weithin zu hören. Sie wollte nicht tapfer sein, nicht jetzt.

Irgendwann kam Wakteka. Er legte sich zu ihr, umarmte sie sanft und flüsterte ihr zärtliche Worte ins Ohr. Über die gemeinsamen Zukunft von ihr und dem Baby. An seiner Stimme merkte sie, dass es ihn genauso schmerzte und doch versuchte er ihr Mut zu machen. Die Zärtlichkeiten in dieser Nacht waren anders als bisher, denn es würde das letzte Mal sein. Das Leid in ihrem Herzen drohte sie zu zerreißen.

Die Luft im Zelt war erfüllt von der Hitze der Nacht. Wakteka streichelte zärtlich ihr Gesicht. Das letzte Mal, dass sie seine Hände spürte, das letzte Mal, dass sein Atem ihre Haut streifte. Mit beiden Händen umfasste sie sein Gesicht. Am liebsten hätte sie laut geschrien, doch es würde nichts ändern. Ein letztes Mal ihn küssen, ein letztes Mal seine Haut berühren. Er strich über ihren gewölbten Bauch und wischte sanft ihre Tränen fort. Er würde sein Kind nicht aufwachsen sehen, seine ersten Schritte nicht mit verfolgen und nicht seine Taten, falls es ein Junge wird. Sie musste das Zelt verlassen. Sofort. Sonst schaffte sie es nicht, hochaufgerichtet zu gehen. Er sollte stolz auf sie sein. In seinen Augen sah sie grenzenlose Liebe, doch er musste an sein Volk denken. Ein Akicita stellte das Wohl seines Volkes über sein eigenes. Auch sie hatte sich für das Wohlergehen des Volkes entschieden und deshalb musste sie gehen. Sie sprachen nicht, es bedurfte keiner Worte. Ein letztes Mal berührten sich ihre Lippen, dann trat er vor ihr aus dem Zelt. Draußen hielt ein Junge Waktekas Kriegsspony. Alle waren versammelt, die Menschen,

mit denen sie in den letzten Monaten gelebt hatte. Sie waren hier, um Abschied zu nehmen. Von Mahpiya-win, der weißen Frau mit dem roten Herz. Jeder konnte in ihrem Gesicht lesen, wie schwer ihr der Abschied fiel. Ihr Blick fiel auf Wacinyanpiwin, die um Fassung rang. Mahpiya-wins Lippen flüsterten »Wopila.«

Wakteka führte sie zu seinem Pony und half ihr hinauf. Sie besaß ein eigenes Pferd, doch dass er ihr sein gutes Kriegspony überließ, zeigte gegenüber seinem Volk die Wertschätzung, welche er Mahpiya-win gegenüber empfand. Sie spürte, wie er ihr den Strick in die Hände legte, mit dem sie das Pferd lenkte, und blickte in seine dunklen Augen. Augen, die sie mit solch großer Liebe ansahen, die die Ewigkeit überdauern würde. Seine Hand streifte ihr Bein. Eine letzte zärtliche Berührung. Nun konnte sie die Tränen nicht mehr zurückhalten. Ein sanfter Druck ihrer Füße und das Pony setzte sich in Bewegung. Die Menschen ringsum verschwammen vor ihren Augen. Wie in Trance ritt sie aus dem Dorf in die Richtung, wo die Soldaten lagerten. Eine Weile gestattete sie sich zu weinen, dann trocknete sie ihre Tränen. Sie musste sich beeilen. Hochaufgerichtet, so gut es ihr Zustand erlaubte, erreichte sie das Soldatenlager.

Ihr Vater erwartete sie und blickte zum Himmel. »Du kommst rechtzeitig.«

»Ich wollte nicht, dass meinetwegen unschuldige Menschen sterben. Deswegen bin ich hier. Ich habe meine Familie verlassen, um sie zu schützen.«

»Ich bin deine Familie, du undankbares Geschöpf.«

»Du«, sie zog das Wort verächtlich in die Länge, »wirst niemals meine Familie sein. Für das, was du mir angetan hast, werde ich dich immer verachten. Du weißt nicht, was Liebe ist. Dein Herz ist aus Stein.«

Sie stieß seine Hand zur Seite und quälte sich alleine vom Pferderücken. Ein Soldat wollte das Tier wegführen. »Niemand fasst das Pony an«, zischte sie. Ihre Augen sprühten vor Hass.

Der junge Soldat ließ erschrocken den Strick los. Mahpiya-win führte das Pony ein Stück abseits, umarmte es und schlug ihm auf die Kruppe. Es würde zu seiner Herde zurückkehren, zu Wakteka, seinem Herrn. Einen Augenblick schaute sie in die Ferne, wo sie die geliebten Menschen wusste, biss sich auf die Lippen, um nicht in Tränen auszubrechen. Weinen würde sie später.

Die Soldaten waren bereits damit beschäftigt, den Platz zu verlassen.

Ihr Vater wies auf einen Wagen. »Wir machen uns gleich auf den Weg nach Hause.« Abschätzend maß er ihre Kleidung, fragte nicht nach ihrem Befinden. Mahpiya-win konnte sich schwer vorstellen, dass ihre Mutter diesen kaltherzigen Menschen geliebt haben sollte. Eine Zeit lang begleiteten sie die Soldaten, dann fuhren sie, flankiert von den vier Kumpanen ihres Vaters, weiter. Mahpiya-win sprach kein Wort. Mit jeder Meile hasste sie ihren Vater mehr und mit jeder Meile wuchs ihre Sehnsucht nach Wakteka. Das Wissen, nie wieder in seine dunklen Augen zu blicken, nie wieder seine Hände auf ihrer Haut zu spüren, machte ihr Herz schwer.

\*\*\*

Die Ranch war noch genau so, wie sie sie in Erinnerung hatte. An den Gebäuden hatte sich nichts verändert. Als sie vom Wagen kletterte, sagte ihr Vater: »Von nun an kleidest du dich anständig. Wegen dem Kind brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Ich kümmere mich darum.«

Eisiger Schreck durchzuckte sie. Einen Augenblick lang war sie unfähig, zu antworten. Wollte dieser Unmensch ihr das Baby wegnehmen oder sogar töten? Zuzutrauen war es ihm. Wusste dieser Mann, der sich ihr Vater nannte, was Liebe war? Wusste er, wie es war, jemand zu lieben? »Ich habe meine Familie verlassen, um sie zu schützen. Vor dir und deiner Hartherzigkeit.« Sie blickte ihm geradewegs in die Augen. »In derselben Stunde, in

der du mir mein Kind wegnimmst, bring ich mich um. Mein Kind ist das Einzige, wofür es sich zu leben lohnt. Du hast mich doch nur aus Eitelkeit geholt, damit du vor deinen Mitmenschen als guter Vater dastehst. Sie wissen gar nicht, dass du im Grunde gefühllos bist. Ich Sorge für mein Kind und mich, doch erwarte nicht, dass ich für dich oder deine Leute koche. Ich werde keinen Finger für dich rühren, so wenig, wie du etwas für mich tust. Ich verachte dich, du selbstgefälliger, alter Mann.«

Mit einer Handbewegung bekundete er sein Missfallen, brummte etwas und fuhr den Wagen in den Stall.

Sie bezog ihr altes Zimmer. Doch zu Hause fühlte sie sich nicht. Sie würde für immer Mahpiya-win bleiben. Sie sehnte sich nach der Weite des Landes, nach ihrer Familie und nach ihrem Mann. Nächtelang weinte sie. Es war unerträglich, morgens ohne Wakteka aufzuwachen. Das Einzige, was sie aufrecht hielt, war ihr ungeborenes Kind, für das es sich zu leben lohnte. Das war alles, was noch zählte. Für das Kind ihres geliebten Mannes zu leben, ihm eine gute Mutter zu sein. Wie angekündigt kochte sie für ihren Vater nicht. Das Verhältnis zwischen den beiden blieb kühl, gesprochen wurde nur das Allernotwendigste. Auch zu Patrick Mitchell, dem alten Vormann, wahrte sie Distanz. Er arbeitete auf der Ranch, seit sie ein Kind war, doch sie vertraute niemanden. Mahpiya-win blieb für sich und sehnte den Tag der Geburt herbei.

Einige Tage nach der Ankunft auf der Ranch erschien eine Frau.

»Guten Tag, Mrs. Cahoon.«

»Guten Tag. Kann ich Ihnen helfen?« Mahpiya-win sah die Frau fragend an.

»Ich bin Mrs. Stomack. Mr. Whitelock schickt mich, um Ihnen beizustehen, wenn es soweit ist.« Die Frau war korpulent. Ihr mütterlicher Blick nahm die Strenge ihres straff aufgesteckten grauen Haares. Mahpiya-win traute ihr nicht, so wenig wie sie ihrem Vater traute.

»Ich weiß nicht, welchen Pakt Sie mit dem Rancher haben, Mrs. Stomack. Warum sollte er mir Hilfe schicken?«

»Ein Vater sorgt sich um sein Kind«, erwiderte die Frau ruhig.

Mahpiya-win zog verächtlich die Mundwinkel hoch. Diese Frau wusste nichts, gar nichts. »Wenn Sie schon mal hier sind.« Sie zeigte ihr die kleine Kammer neben ihrem Zimmer. »Hier können Sie wohnen. Alles Weitere werden Sie wohl mit dem Rancher besprechen.« Mahpiya-wins Stimme war kalt. Sie bemühte sich nicht, der Frau Freundlichkeit entgegenzubringen. »Sollte meinem Kind irgendetwas geschehen, werde ich mich rächen. Ich werde mich nicht scheuen, zu lügen und zu intrigieren, wenn ich den Verdacht hege, dass die Geburt nicht gut verläuft.«

Mrs. Stomack sah sie liebevoll an. »Gerüchte verbreiten sich sehr schnell, auch wenn der Rancher versucht, sie zu unterbinden. Ich sehe die Einsamkeit in Ihren Augen und Angst. Vielen Kindern habe ich auf die Welt geholfen. Manche Dinge liegen nicht in meiner Macht, die entscheidet der Herrgott.«

»Es gibt keinen Grund, Ihnen zu vertrauen«, flüsterte Mahpiya-win.

»Ich verstehe Sie. Ich kann Ihnen nur meine mütterliche Freundschaft und meine Loyalität anbieten und das Versprechen, alles zu tun, damit es Ihnen und Ihrem Kind gut geht. Wenn Sie sich irgendwann entschließen, mit jemanden sprechen zu wollen, werde ich für Sie da sein.«

Wie selbstverständlich übernahm Mrs. Stomack den Haushalt. Sie erledigte sämtliche Aufgaben einer Hausfrau und kümmerte sich rührend um Mahpiya-win, doch Mahpiya-win beeindruckte ihre Freundlichkeit nicht.

Als ihre Zeit gekommen war, musste sie der Frau vertrauen, doch ganz konnte sie ihre Angst nicht verdrängen. Die Schmerzen waren beinahe unerträglich, doch tapfer unterdrückte sie jeden Schrei. Beruhigend sprach Mrs. Stomack auf sie ein, ermunterte sie durchzuhalten und das Baby durch Pressen auf die Welt zu bringen. Nach einer Ewigkeit, wie es schien, bahnte sich das



kleine Wesen den Weg nach draußen und der Schmerz klang langsam ab. Geschickt durchtrennte Mrs. Stomack die Nabelschnur. Und dann hörte sie den ersten Schrei ihres Babys. Tränen rannen Mahpiya-wins Wagen herab. »Mein Kind, geben Sie mir mein Kind«, keuchte sie.

»Keine Sorge, ich tu Ihrem Sohn nichts. Es ist ein prächtiger Junge«

Mrs. Stomack wusch das Kind und legte ihn Mahpiya-win in die Arme. Ein Tränenschwall quoll aus Mahpiya-wins Augen, sodass sie ihr Neugeborenes nicht mal richtig sehen konnte.

»Es wird alles gut, Kindchen«, flüsterte Mrs. Stomack und wischte über ihr tränennasses Gesicht. »Wie wollen Sie Ihren Jungen nennen?«

»Caské«, flüsterte Mahpiya-win, »mein Erstgeborener.«

»Mrs. Cahoon, Sie müssen dem Kind einen anderen Namen geben.« Eindringlich blickte sie Mahpiya-win an. »Wie gefällt Ihnen Thomas? Ist doch ein hübscher Name.«

»Ja.« Es war egal, wie ihn die anderen nannten, für sie würde er immer Caské bleiben, Waktekas erstgeborener Sohn.

Ihr Vater nahm die Geburt kommentarlos zur Kenntnis. Mahpiya-win war es recht, dass er meist draußen auf den Weiden war. Auch wenn sie sonst nie lachte, wenn sie Caské ansah, lächelte sie. Sie liebte ihn abgöttisch und ließ ihn keine Minute aus den Augen. Er hatte die dunkle Haut seines Vaters und nachtschwarzes Haar. Sah sie ihn an, blickte sie in Waktekas Gesicht und sie beherrschte sich, nicht zu weinen. Nach all der Zeit der Trennung spürte sie noch immer seine Hände auf ihrer Haut, wenn sie die Augen schloss. Sie musste für ihr Kind stark sein. Jeden Morgen, wenn sie den kommenden Tag begrüßte, betete sie für Waktekas Gesundheit und für die seines Volkes.

Zehn Tage nach der Geburt, als sie sich morgens über Caskés Bettchen beugte, setzte für einen Augenblick ihre Atmung aus. Er sah anders aus als sonst. Sie fasste sein Gesichtchen an, schrie auf und riss ihn aus dem Bett. Doch er krächte nicht so vergnügt

wie sonst. Kein Laut drang aus seiner kleinen Kehle.

»Bitte. Bitte nicht.« Zuerst war es nur ein Flüstern, dann wurde ein unmenschlicher Schrei daraus. »Nein.« Sie presste ihr Baby an sich, küsste es, ging in die Knie und schrie. Als Mrs. Stomack ins Zimmer stürzte, schrie sie noch immer. Sie schrie ihren Schmerz hinaus. Ihr Kind war tot. Es hatte sich entschieden, nicht in dieser trostlosen Welt aufzuwachsen. Mahpiya-win schrie und schrie. Sie hielt ihr totes Kind fest umklammert, das ihr Mrs. Stomack aus den Armen nehmen wollte. Die Frau gab ihr Vorhaben auf und umarmte stattdessen Mahpiya-win. Sie sprach tröstende Worte, deren Bedeutung nicht zu Mahpiya-win vordrang. Mahpiya-win schrie so lange, bis ihre Kehle trocken und ausgedorrt war. Wimmernd lag sie zusammengekrümmt am Boden. Sie ließ zu, dass Mrs. Stomack ihr das Baby aus den Armen nahm und es in eine Decke wickelte. Willenlos folgte sie der Frau, die sie an der Hand nahm, hinaus ins Freie. Mrs. Stomack schnappte sich eine Schaufel und gemeinsam gingen sie ein Stück vom Haupthaus weg. Wie durch eine Nebelwand sah sie die füllige Frau ein kleines Grab ausheben, in das sie das kleine Wesen legte. Mrs. Stomack sprach ein Gebet und umarmte Mahpiya-win. Sie strich ihr sanft über den Rücken. Als sie Erde auf ihr Kind häufte, sank Mahpiya-win zu Boden und weinte. All das, wofür es sich zu leben lohnte, war gegangen. Ihr Sohn hatte seinen Weg gewählt. Vielleicht war es so besser für ihn. Niemals wäre er in der Welt der Weißen akzeptiert worden. Als Halbblut wäre er nicht glücklich geworden. Sein eigener Großvater wollte nichts mit ihm zu tun haben. Wahrscheinlich war er froh, dass sein Enkel tot war. Mahpiya-win versuchte zu begreifen, dass es für Caské so am besten war, doch nun war sie ganz alleine. Sie weinte am Grab ihres Kindes, bis Mrs. Stomack sie in der Abenddämmerung ins Haus holte.

Die nächsten Tage weilte sie am Grab und fragte sich, warum ihr das Leben so schwere Prüfungen auferlegte. Was wollte Gott ihr damit sagen? Nahrung nahm sie nur zu sich, wenn Mrs. Sto-

mack zu sehr drängte. Wozu essen, wenn das Leben keine Bedeutung mehr hatte? Welchen Sinn machte es, weiterzuleben? Von ihrem Vater erfuhr sie weder Zuneigung noch andere Gefühle. Warum hatte er sie zurückgeholt? Um zu zeigen, dass man Jeremiah Whitelock nichts wegnahm, ohne an das Wohl anderer Menschen zu denken? Mühsam schleppte sie sich von einem Tag zum nächsten. Die Tage wurden zu Wochen und zu Monaten. Mit jedem Morgen, an dem sie erwachte, spürte sie, wie ihr Lebenswille schwand. So sehr sich Mrs. Stomack bemühte, Mahpiya-win blieb apathisch. Täglich saß sie am Grab ihres Kindes oder auf der Veranda und blickte in die Ferne. Der Anblick der Landschaft, die der beginnende Herbst in ein prächtiges farbenfrohes Kleid hüllte, trieb ihr die Tränen in die Augen. Indianer-sommer nannten die Weißen diese Zeit, die einen Abschnitt im Lebenszyklus der Wildnis bedeutete. Das Volk war vielleicht schon auf dem Weg in das Winterlager in einem abgeschiedenen Tal.

Eines Morgens galoppierte der Vormann Patrick Mitchell auf die Ranch, holte den Wagen und fuhr in rasantem Tempo wieder weg. Der Wagen, auf dem der Rancher lag, und der Arzt aus der Stadt trafen zur selben Zeit ein. Sie erinnere sich an Doc Walter, wie ihn alle nannten. Zwei Cowboys trugen ihren Vater in sein Zimmer, der Doc begrüßte sie kurz und begleitete die Männer. Nach einer Weile kam er zu ihr in die Küche, wo sie wartete.

»Mrs. Cahoon.«

»Doc Walter, kein schönes Ereignis, dass Sie zu uns führt. Geht es Ihnen gut?«

Der Doc war ein älterer, aber noch immer gut aussehender Mann. Es wunderte Mahpiya-win, dass er nie geheiratet hatte.

»Ich kann nicht klagen, Mrs. Cahoon. Leider kann ich das von Ihrem Vater nicht behaupten. Er hat einen Schlaganfall erlitten.«

Falls der Doc erwartete, dass sie erschrak, wurde er enttäuscht. Sie empfand bei der Mitteilung keinerlei Gefühl. Sie erinnerte sich an ihre Gastgeberpflicht. »Bitte, nehmen Sie doch Platz. Ich

bringe Ihnen Limonade.«

Der Doc setzte sich, während sie ihm ein Glas Limonade einschenkte.

»Seine linke Seite ist teilweise gelähmt, auch sein Sprachzentrum ist angegriffen. Er wird einen Stock brauchen, um gehen zu können. So wie ich den Sturkopf kenne, wird er das Reiten bald wieder versuchen.« Er sah sie einen Augenblick voll väterlicher Zuneigung an. »So manche Krankheit kann ich mit Medizin heilen, doch für Herzkrankheiten habe ich kein Mittel.«

Sie übergang den letzten Satz. »Was bin ich Ihnen schuldig, Doc?«, flüsterte Mahpiya-win.

Er schüttelte den Kopf. »Nichts. Ich mache es aus ...« Er hielt kurz inne. »... Verehrung an Ihre Mutter. Erlauben Sie?« Er nahm ihre Hand. »Ich mische mich nie in anderer Leute Angelegenheit, doch gestatten Sie, dass ich Ihnen etwas erzähle.«

Mahpiya-win blickte ihn fragend an.

»Ihre Mutter Maria war eine wunderschöne Frau. Sie war sehr jung, als sie mit ihrem sterbenden Vater in die Stadt kam. Ich verliebte mich sofort in sie und nahm sie als Assistentin auf, damit sie ihren Lebensunterhalt verdienen konnte. Es sah nicht schlecht für mich aus, bis Ihr Vater in die Stadt kam. Damals war er ein gut aussehender Mann, der gern Späße machte. Er war um einige Jahre älter, aber Marias Herz flog ihm zu und bald hielten die beiden Hochzeit.« Er lächelte wehmütig. *Er liebt meine verstorbene Mutter noch immer*, ging es Mahpiya-win durch den Kopf. *Dies war der wahre Grund, weshalb er noch nicht geheiratet hatte.*

»Es war ein heißer Sommer. Das Land war ausgedorrt, Rinder verendeten, die Menschen waren gereizt und nervös und warteten auf den ersehnten Regen. Ich weiß nicht, wie es dazu kam. Ihre Mutter war in der Stadt, um Einkäufe zu erledigen. Als sie die Straße überquerte, gingen die Pferde eines Händlers durch. Der Wagen überrollte sie.«

Mahpiya-win erinnerte sich an Erzählungen. Sie war an diesem Tag zu Hause geblieben.

»Ich konnte sie nicht retten, das hat Ihr Vater mir nie verziehen. Glauben Sie mir.« Er blickte sie traurig an. »Ich hätte mein Leben für Maria gegeben, doch es lag nicht in meiner Macht.«

Er drückte ihre Hand.

»Ich glaube Ihnen«, erwiderte Mahpiya-win. Sie konnte die Liebe in den Augen des Arztes auch nach so vielen Jahren noch erkennen. Er wusste was Liebe war, unerfüllte Liebe. Sie dagegen kannte erfüllte Liebe, wenn auch nur für kurze Zeit. Dafür war sie dankbar.

»Von diesem Tag an veränderte sich Jeremiah. Er wurde ein hartherziger verbitterter Mann, ohne daran zu denken, dass seine kleine Tochter ihn so dringend gebraucht hätte.«

Mahpiya-win konnte sich nicht daran erinnern, ihren Vater je lachen gesehen zu haben.

Doc Walter erhob sich. »Sie sollten nicht hier bleiben. Buckskin Joe, ein Trapper den ich gut kenne und vertraue, wird Sie dorthin bringen, wohin Sie möchten. Ich habe es Ihrem Vater bereits gesagt.«

Mahpiya-wins Herz raste. Hatte sie den Doc richtig verstanden? Sie atmete kräftig durch. Oder hatte sie sich verhört? Sie erhob sich ebenfalls.

»Sie wollen doch nicht hierbleiben, oder?«

»Nein«, flüsterte sie den Tränen nah. »Aber ich weiß nicht wo ...«

»Joe kennt sich in der Wildnis aus. Ich vertraue ihm, tun Sie es auch. Er wird den Platz finden, wo Sie hinwollen. Besorgen Sie sich entsprechende Kleidung für einen langen Ritt.«

Mahpiya-win schluchzte auf und warf sich in Docs Arme. Er umarmte sie, wie ein Vater es tun sollte. »Ich danke Ihnen so sehr«, wisperte sie leise. Wie sehr musste er ihre Mutter noch immer lieben, um das zu tun?

Doc Walter drückte sie noch einmal. »Sie haben Marias Augen« sagte er, strich über ihre Wange und verließ den Raum.

Sprachlos mit Tränen in den Augen starrte sie auf die Tür. Das

Glück war so nah. Sie hatte gedacht, ihren Mann nie wiederzusehen. Bald war sie mit ihrer Familie vereint. Fahrig und nervös überlegte sie, was einzupacken war, und fuhr sofort in die Stadt, um sich mit entsprechender Kleidung auszurüsten. Sie hatte ja keine Ahnung, wann dieser Trapper kommen würde. Die kleinste Größe, die es an Männerhosen gab, war ihr viel zu groß, aber es war egal. Zusätzlich kaufte sie Hut und Ledermantel. Der Ladenbesitzer freute sich sichtlich über das gute Geschäft.

Ihr Vater, der früher von Jähzorn beherrscht war, saß die meiste Zeit auf der Veranda. Mahpiya-win war sich nicht sicher, ob er sprechen konnte, denn sie hörte ihn nie ein Wort sagen. Manchmal, wenn sie ihn ansah, fühlte sie Mitleid. Auch wenn man einen geliebten Menschen verlor, besaß man nicht das Recht, den anderen das Leben schwer zu machen. Mrs. Stomack blieb auf der Ranch, führte den Haushalt und kümmerte sich um ihn, soweit er es zuließ.

Mahpiya-win bat Patrick Mitchell zu sich.

»Patrick, Sie arbeiten schon sehr lange für meinen Vater. Ich weiß nicht, ob sich sein Zustand bessern wird und was die Zukunft für ihn bringt. Mich hält hier nichts. Ich gehe weg.«

»Mrs. Cahoon, ich habe mit Ihrem Vater die Ranch aufgebaut, war bei der Hochzeit dabei, Gott habe Ihre Mutter selig.« Er überlegte kurz. »Jeremiah war nicht immer so«, füge er leise hinzu.

Mahpiya-win winkte ab. »Es lohnt sich nicht darüber zu reden. Es steht mir weder zu, Ihnen Anweisungen zu geben, noch kann ich Ihnen Vollmachten ausstellen.«

»Ich bleibe hier, so lange Jeremiah mich braucht und werde die Ranch in seinem Sinne führen.«

Mahpiya-win nickte. »Tun Sie, was Sie für gut halten, Patrick. In Kürze werde ich weggehen und nie mehr zurückkommen.«

»Ich wünsche Ihnen alles Gute, Mrs. Cahoon.«

»Danke, das wünsche ich Ihnen auch.«

Einige Tage später ritt ein Mann auf die Ranch. Er führe ein gesatteltes Pferd und ein schwer beladenes Packpferd mit sich. Als sie ihn sah, klopfte ihr Herz wie wild. Sie beherrschte sich, ihm nicht entgegenzulaufen. Das musste er sein. Seine Lederkleidung war schmutzig und von einem undefinierbaren Braun, eine Schlangenhaut diente als Hutband, in der eine Adlerfeder steckte. Seine Haut war wind- und wettergegerbt.

»Mam'«, grüßte er und tippte an die Hutkrempe. »Sind Sie Mrs. Cahoon?«

Mahpiya-win nickte.

»Man nennt mich Buckskin Joe. Ich hab von Doc Walter den Auftrag, Sie durch die Wildnis zu führen.«

»Ich möchte ins Indianerland.«

Er nickte. »Der Doc hat mich bereits bezahlt.«

»Möchten Sie hereinkommen und sich ausruhen?«

Er schüttelte den Kopf. »Wenn es Ihnen recht ist, brechen wir auf, sobald Sie fertig sind.«

»Das ist ganz in meinem Sinne.« Sie lief ins Haus, um sich umzuziehen.

Mrs. Stomack umarmte sie herzlich. »Es wird alles gut, Kindchen.«

»Ich gehe zu meiner Familie zurück.« Tränen der Freude sammelten sich in Mahpiya-wins Augen.

»Passen Sie gut auf sich auf.«

»Und Sie? Bleiben Sie hier?«

»Ja, jemand muss sich doch um den alten Griesgram kümmern.« Mrs. Stomack seufzte.

Als Mahpiya-win aus dem Haus trat, saß Joe lässig am Rand des Wassertroges und rauchte.

»Ich bin gleich soweit.« Am Grab ihres Kindes kniete sie nieder und betete. Chasca war von ihr gegangen, doch seinen Vater würde sie wiedersehen. Zum ersten Mal seit der Trennung von ihrem geliebten Mann und dem Tod ihres Sohnes spürte sie Hoffnung und Zuversicht. Sie blickte zum Himmel und lächelte.

Irgendwo da oben war er und sah auf seine Mutter herab, freute sich mit ihr, dass sie seinen Vater bald in die Arme schließen konnte.

Sie musste sich beherrschen, um nicht zum Haus zu laufen. Es war ein weiter Weg zu ihrer Familie und sie konnte es kaum erwarten, aufzubrechen. Ihr Vater quälte sich, auf einen Stock stützend, auf die Veranda. Den linken Fuß zog er nach. Ächzend ließ er sich auf die Bank plumpsen und starrte stumpf vor sich hin. Die letzten paar Tage war er um Jahre gealtert. Das weiße Haar war zerzaust und sein Gesicht mit Bartstoppeln bedeckt. Er hatte sich aufgegeben. Ein alter verbrauchter Mann, der nichts mehr erwartete.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich gehe weg, Vater.« Sie wollte sich schon abwenden, als seine zittrige Hand die ihre suchte.

»Tut leid«, murmelte er undeutlich.

Eine Hitzewelle durchfuhr sie. Er berührte sie. Vor ihm ging sie in die Hocke. War es tatsächlich das, was sie sah? Tränen glitzerten in seinen Augen. Plötzlich war es so leicht, ihn zu umarmen, ihn an sich zu drücken. »Ich wünsche dir, dass du wieder gesund wirst«, flüsterte sie. »Mrs. Stomack und Patrick kümmern sich um dich und die Ranch.«

Sie spürte, wie seine gesunde Hand sich an ihr festhielt. Plötzlich war er der Vater, den sie sich immer gewünscht hatte. Tränen rannen ihr Gesicht entlang. So lange hatte sie darauf gewartet. Wieso erst jetzt? Wieso nicht die Jahre zuvor? Wieso nicht als Kind, als sie ihn so dringend gebraucht hatte? Sie hätte ihn so gern gefragt. Ein letztes Mal drückte sie ihn, umarmte mit beiden Händen sein Gesicht und küsste ihn auf die Stirn. Seine Lippen verzogen sich zu einem schiefen Grinsen. Glasige Augen blickten sie an und baten stumm um Verzeihung. Es fiel ihr nicht leicht, denn alles blieb unbeantwortet. Doch langsam nickte sie. »Ich wünsche dir das Beste, Vater. Es ist alles gut zwischen uns.« Die letzten Worte fielen ihr schwer, doch war es die einzige Ge-



legenheit, ihm dies zu sagen. Sie wollte es später nicht bereuen, wenn sie schwieg. Sie strich ihm über die stoppelige, faltige Wange und erhob sich.

»Kindchen, ich habe Ihnen einige Lebensmittel für den langen Weg eingepackt«, sagte Mrs. Stomack, die aus dem Haus trat, zu Buckskin Joe ging und ihm einen Leinensack reichte, den er am Packpferd befestigte. Mrs. Stomack ließ es sich nicht nehmen, Mahpiya-win noch einmal zu umarmen. Patrick, der drüben bei der Scheune stand, winkte.

Mit geübten Handgriffen befestigte sie die Satteltaschen auf ihrem Pferd und saß auf. Ein letzter Blick zurück, dann gab sie ihrem Führer mit einem Kopfnicken zu verstehen, dass sie soweit war. Widersprüchliche Gefühle tobten in ihr. Gerade in dem Moment, in welchem sie einen Zugang zu ihrem Vater fand, verließ sie ihn. Doch die Freude, bald ihren Mann in die Arme schließen zu können, verdrängte ihre Gedanken. Vor Ungeduld wäre sie am liebsten angaloppiert.

Stundenlanges Reiten forderte seinen Tribut. Am dritten Tag knickten ihre Beine weg, als sie vom Pferd stieg. Die Innenseiten ihrer Oberschenkel waren wund, ihr Körper fühlte sich an, als wäre sie unter eine Büffelherde geraten.

Buckskin Joe reichte ihr einen Tiegel. »Die Salbe wird Ihnen helfen. In einigen Tagen werden Sie sich fühlen, als hätten Sie nie etwas anderes gemacht.«

Sie verkroch sich ins Gebüsch und behandelte ihre Beine. Er war ein schweigsamer Mann, der nur das Nötigste sprach, aber einer, auf den sie sich blind verlassen konnte. Weder gab er Anzüglichkeiten von sich, noch näherte er sich ihr in ungebührlicher Weise. Aus Rücksichtnahme wollte er den nächsten Tag rasen, doch in Mahpiya-win wuchs die Ungeduld. Trotz der Schmerzen drängte sie zum Aufbruch. Wenn der Schnee sie überraschte, war es schwierig, vorwärts zu kommen. Während eines schweren Regens übernachteten sie in einer herunterge-

kommenen Weidehütte.

»Es geht mich nichts an, doch ich nehme an, Sie haben gute Gründe, um eine so beschwerliche Reise auf sich zu nehmen.«

»Ich suche meine Familie.«

Er nickte verstehend. Der Doc hatte ihm sicherlich von den Gerüchten erzählt, die es um sie gab.

»Ich habe mein ganzes Leben in der Wildnis verbracht. Meine Großmutter war eine Cherokee. Die ersten Jahre meiner Kindheit habe ich in ihrem Dorf gelebt. Auch später hatte ich gute Kontakte zu ihnen gepflegt. So lange, bis ihr Dorf von den Soldaten dem Erdboden gleichgemacht wurde.«

Sie dachte schon, er sei mit seiner Erzählung fertig, als er weitersprach.

»Ich verstehe Sie. Doch bedenken Sie, dass die Zeit der freien Indianer vorbei ist. Wer sich nicht freiwillig in die Reservate begibt, um dort ein menschenunwürdiges Dasein zu fristen, wird umgebracht. So einfach ist das.« Nachdenklich blickte er sie an. »Sie wissen nicht viel von diesen Dingen, nicht wahr?«

»Von den Reservaten weiß ich nichts, nein«, murmelte sie.

»Die Überlebenden der Gemetzel werden in die Reservate getrieben. Viele krepieren während der tagelangen Fußmärsche. Verpflegung gibt es so gut wie keine. Mädchen und Frauen werden ...« Er schien ein anderes Wort sagen zu wollen, überlegte es sich aber anders. »... vergewaltigt. Die versprochenen Lebensmittelrationen treffen gar nicht oder verdorben ein. Kinder werden den Müttern entrissen und gezwungen, in die Schulen der Weißen zu gehen.« Eine Weile schwieg er. »Sie fragen sich, warum ich Ihnen das alles erzähle. Meine Frau wuchs bei den Cherokee auf. Sie war so weiß wie Sie. Eines Tages fand ich ihren geschändeten, zerstückelten Körper ... und den meiner Tochter.« Sein Blick schien Mahpiya-win zu durchbohren. »Sie werden nur den Tod und Schlimmeres finden.«

Es war so grausam, was sich die Menschen gegenseitig antaten. Warum gab es kein friedliches Nebeneinander? Sie schluckte.

Und wenn er ihr noch so schlimme Dinge erzählte. Ihre Sehnsucht nach Wakteka war zu groß. In seinen Armen zu liegen war alles was für sie zählte. Ihre einzige Heimat war bei ihm. Dies war das erste und einzige Mal, dass Buckskin Joe so viel sprach. Die weitere Reise verbrachten sie meist schweigend. Sie überquerten Hügelketten und Täler, Wälder und Flüsse, hielten sich so gut es möglich war, versteckt. Hin und wieder trafen sie fahrende Händler oder andere Trapper. Jeder erzählte, dass es vermehrt Gemetzel zwischen Indianern und Weißen gäbe und es unklug sei, weiterzureisen. Friedensverträge wurden von den Weißen so schnell gebrochen, wie sie abgeschlossen wurden. Die Lakota kämpften um die Paha Sapa, ihre heiligen Berge, in denen das von den Weißen begehrte Gold in großen Mengen vorkam. Mahpiya-win weigerte sich, die Reise abubrechen. Wenn es sein musste, würde sie Enapays Gruppe alleine finden.

Als sie über einen Kamm ritten, sahen sie sich plötzlich Indianern gegenüber, die gerade eine Hirschkuh erledigt hatten. Für eine unbemerkte Flucht war es zu spät. Die drei hatten sie bereits erblickt und liefen auf ihre Ponys zu.

»Cheyenne«, mutmaßte Joe. »Los, hauen Sie ab.« Jetzt zeigte sich sein jahrelanges Leben in der Wildnis. Seit sie im Indianergebiet waren, lag sein Gewehr stets in seiner Armbeuge, um es im Notfall schnell zu benutzen. Der erste Schuss traf einen Indianer, noch bevor er sein Pferd erreichte. Ein weiterer Schuss aus Joes Gewehr streckte ein Pferd nieder, das seinen Reiter unter sich begrub. Mit einem zischenden Laut bohrte sich ein Pfeil in Mahpiya-wins Satteltaschen. Joe schoss ununterbrochen und rief ihr zu, endlich wegzureiten. Doch ihre Angst, dass es womöglich Krieger aus ihrem eigenen Dorf waren, ließ sie erstarren. Der letzte der drei Angreifer war schon bedenklich nahe, als er sich an die Brust griff und vom Pferd stürzte. So schnell wie der Spuk begann, war er zu Ende. Erleichtert atmete Mahpiya-win aus. Der Indianer bewegte sich. Joe zielte.

»Nein«, schrie Mahpiya-win, »Er ist verwundet, Sie dürfen ihn nicht töten.«

Joos Blick sprach Bände. Mahpiya-win sprang vom Pferd und lief auf den Krieger zu.

»Sind Sie verrückt?«, Joe war ebenfalls abgesprungen und riss sie am Arm zurück. Mit dem Kopf deutete er auf den Verletzten, der ein Messer in der Hand hielt. Stöhnend rollte er sich auf die Seite. Aus seiner Brustverletzung sudelte Blut. Mahpiya-win erinnerte sich, dass Lakota und Cheyenne befreundet waren. Sie hoffte, dass das noch immer so war.

»Ich bin eine Lakota. Kennst du die Gruppe von Enapay?«, versuchte sie ihr Glück.

Stauend blickte er sie an.

»Kennst du Wakteka?«

Er lachte kehlig auf. »Er wird seinem Namen gerächt und schlachtet die Weißen.«

»Wo ist meine Familie? Wo lebt Enapays Gruppe?« Sie vergaß jede Vorsicht und hockte sich vor ihm hin.

»Wind River Tal«, hauchte er, dann sackte sein Kopf zur Seite und seine Augen brachen. Seine Hand hielt noch immer das Messer.

»Kennen Sie das Tal?«

Joe nickte. Eine seltsame Unruhe erfasste Mahpiya-win. Das Ziel war so nahe. Bald konnte sie ihren Mann in die Arme schließen.

Zwei Tage später gelangten sie in das Tal. Langsam ritten sie in das Dorf, dessen Anzahl der Tipis merklich kleiner geworden war. Es herrschte gedrückte Stimmung.

»Ich bin Mahpiya-win, Waktekas Frau. Kennt ihr mich nicht mehr?« Sie erkannte Zitkala-win, die näher kam. Mahpiya-win sprang vom Pferd.

»Lila tayan wacin yanke.« Von Zitkala-win strömte kein Hass so wie früher. Sie war überrascht, Mahpiya-win zu sehen und nannte sie respektvoll Cousine.

»Han mis eya.« Mahpiya-win lächelte. »Hier bin ich zu Hause.« Sie sah sich um, konnte weder Wakteka noch andere Krieger sehen. Nur einige Alte waren im Lager. Auch von Wacinyanpi-win keine Spur.

»Ich sehe wenige Menschen. Wo sind sie?«, fragte sie mit Unbehagen.

»Bald nachdem du weg warst, wurden viele von uns krank. Die Pocken, wie die Weißbäuche die Krankheit nennen, haben sie zum Großen Geist getragen.

Erschrocken schlug Mahpiya-win eine Hand vor dem Mund.

\*\*\*

Der Mann rollte sich am Boden herum und hob sein Gewehr. Es entfiel seinen kraftlosen Händen, die nach Halt suchend in die Luft griffen. Ein letztes Röcheln entfuhr seiner Kehle. Der Schaft der Lanze zitterte, die den Mann am Boden festnagelte. Dem nächsten Gegner, der mit einem Messer in der Hand auf ihn zusprang, durchtrennte Wakteka die Kehle. Unbändiger Hass führte seine Waffen gegen die Feinde. Seit Wochen zog seine Gruppe eine blutige Spur durch das Land. Er war davon besessen, die Weißen auszulöschen. In jeder Siedlung, die sie niederbrannten, ließen sie einen Menschen am Leben, der die Nachricht verbreiten sollte, warum Wakteka gegen die Weißen in den Krieg zog. Sie hatten ihm seine Frau genommen und dafür mussten sie sterben. Alle. Es wurde nicht unterschieden zwischen Mann, Frau und Kind. Feinde musste man vernichten. Gefangene wurden nicht gemacht. Unbarmherzig töteten die Krieger jegliches Leben, bis auf den Nachrichtenüberbringer. Das Land war in Aufruhr und die Soldaten verfolgten sie.

An jenem Morgen, als Mahpiya-win das Lager verließ, war sein Herz mit ihr gestorben. Mit ihr wich die Sonne aus seinem Herzen. Als sein Kriegspony zurückkehrte, kostete es ihn große Beherrschung, es aus Schmerz nicht auf der Stelle zu töten. Doch

er wusste, sie hatte es zu ihm zurückgeschickt. Als Zeichen seiner tiefen Trauer, hatte er sich sein Haar abgeschnitten. Nie wieder wollte er es lang tragen. Seine Geliebte hatte ihn verlassen, um ihn und sein Volk zu schützen. Seine Freunde brachten ihm eine weiße Gefangene, deren Haar wie die aufgehende Sonne glänzte, doch er wollte keine andere Frau. Er schenkte sie einem guten Krieger, der sie anständig behandelte. Seit sein Herz gestorben war, hatte er kein einziges Mal gelacht. Sein Kind war inzwischen geboren. War es ein Mädchen mit Mahpiya-wins grüngrauen Augen, oder ein Junge? Er wusste, sie würde seinem Kind eine gute Mutter sein. Oft betete er zu den Göttern, um Schutz für seine Frau und sein Kind.

Das Geräusch in seinem Rücken und der Druck um seinen Hals waren eins. Schmerzhaft zog sich die Schlinge zu. Hände hielten seine Arme umklammert. Vor ihm tauchte ein Soldat auf. Er war hochrangig, wie die vielen Abzeichen auf seiner Uniform zeigten. Wie ein Speer, der sich durch weiches Fleisch bohrte, durchzuckte ihn die Erkenntnis, dass sie in eine Falle der Soldaten gelaufen waren. Hass, Trauer und Schmerz hatten seine Sinne vernebelt, seinen Instinkt getrübt. Er trat nach hinten. Der Schmerzensschrei sagte ihm, dass er gut getroffen hatte. Als Antwort erhielt er einen Schlag mit dem Gewehrkolben auf den Oberarm. Ein Knochen brach knirschend. Schmerz durchfuhr ihn. Ein gurgelnder Laut entwich seiner Kehle. Der Soldat vor ihm grinste hämisch und nickte. Wakteka wollte Rache und diese Rache endete hier. Der Druck um seinen Hals verstärkte sich, er schnappte nach Luft, spürte, wie seine Augen hervorquollen. Mahpiya-win, seine Liebe, sein Leben. Er wird sie nicht mehr sehen, nicht in diesem Leben.

\*\*\*

Sie erwachte von ihren eigenen Tränen. Die *Spirits* hatten ihr diesen Traum geschickt. Den Traum, in dem sie Waktekas Tod

sah. Er würde nicht wiederkehren. Keiner der Krieger kam wieder. Sie fragte nicht mehr, warum ihr nur für kurze Zeit Glück bestimmt war. Niemand würde ihre Fragen beantworten. Es war ihr so auferlegt. Sie atmete gepresst. Es kostete sie ungeheure Kraft, ihren Schmerz nicht hinauszuschreien. Sie setzte sich auf, wankelte die Beine an, legte ihren Kopf auf die Knie und weinte lautlos. Noch etwas hatten die *Spirits* sie sehen lassen. Etwas, das bald geschehen würde.

Mit Tränen in den Augen ging sie zum Fluss hinunter. Es war noch dunkel, im Lager regte sich nichts. Sie dankte für den Traum und für das Geschenk der großen Liebe, die sie mit Wakteka erleben durfte. Sie reinigte sich gründlich, schlüpfte in ihr Kleid und ging zurück. Mit der Morgendämmerung kehrte langsam Leben ins Lager. Aber es war nicht so wie früher. Sie erinnerte sich daran, als noch Leben im Dorf herrschte. Hundegebell, Kinderlachen. Das war vorbei. Im Dorf befanden sich Kinder, Frauen und einige alte Männer. Die Kriege mit den Weißen hatten sie geschwächt. Alle warteten auf die Rückkehr der Krieger. Mahpiya-win starrte in die aufgehende Sonne und wartete. Doch nicht auf die Rückkehr der Krieger, die nicht kommen würden. Wakteka sagte manchmal, dass sie zu weichherzig für eine aus dem Volk sei. Sie war mitfühlend, darum trug sie schwer mit dem Wissen, dass die Tage des roten Volkes gezählt waren. Die anderen glaubten an den Sieg. Sie wusste, dass es anders war. Vielleicht hatte Wakteka es auch geahnt, doch er war ein Krieger. Ein Akicita tat, was die Menschen von ihm erwarteten. Kämpfen. Als sie beim Abschied in seine Augen geblickt hatte, wusste sie, dass sie ihn nicht mehr sehen würde. Nicht in diesem Leben. Er hatte nie über seine Vorahnungen gesprochen, doch sie konnte in sein Herz blicken. Es traf ihn schwer, sein Volk nicht in den Frieden zu führen. Die Weißen wollten mit den Indianern nicht in Frieden leben. Etwas, das nicht weiß war, löschten sie aus. Ohne Gewissen, ohne Reue. Sie war eine aus dem Volk, auch wenn sie nicht als Indianerin geboren war. Sie war so weiß, wie

die Menschen, durch die sie gejagt wurden. Mochte ihre Haut weiß sein, ihr Herz war rot. Ihr anderes Leben hatte sie weit hinter sich gelassen, es war nicht wichtig. Der Beginn beim Volk war schwierig gewesen, doch sie war stark. Nur die Stärksten und Mutigsten wurden akzeptiert. Das war wichtig für das Gleichgewicht. Es war das Gesetz der Natur, die keine Nachsicht mit Schwächlingen kannte. Würden sie ihr verzeihen? Er wird ihr verzeihen, weil er sie liebte. So sehr, dass er sich nie eine zweite Frau genommen hätte. Er sagte einmal, er habe nur ein Herz, und das gehört ihr, für alle Zeit. Sie wollte nicht in eine Zukunft fliehen, die keine war. Es gab keine Zukunft. Die Alten wussten es. Die Jungen glaubten noch immer an einen Sieg. Das Volk starb an den Krankheiten der Weißen und verhungerte im Winter auf der Flucht. Es war lange her, seit die letzte Büffelherde vorbeizog. Die Weißen schlachteten die Nahrungsquelle des Volkes. Seit dem Traum wusste sie, was zu tun war. Sie würde nicht fliehen. Es gab kein Zusammenleben zwischen weiß und rot. Vielleicht später, doch die Zeit dazu war noch nicht reif. Sie würde sich nicht als Weiße zu erkennen geben. Nichts taten Soldaten lieber, als weiße Frauen aus den Indianerlagern zu retten, um als Helden dazustehen. Doch sie war glücklich gewesen, hatte mit jeder Faser ihres Herzens geliebt. Nirgendwo war sie so zu Hause gewesen wie im Dorf ihres Volkes, auch wenn es nur für kurze Zeit gewesen war. Ihr Mann war tot, ihr Kind war tot. Das rote Volk war verloren. Es war vorbei.

Der Boden unter ihren Füßen vibrierte. Bald würden sie kommen. Hinter ihr wurden die Menschen unruhig. Sie hofften, dass die Krieger zurückkehrten, hatten verlernt, richtig hinzuhören. Dieses Vibrieren trug den Hauch des Bösen in sich. Es war besser zu sterben, als in den Reservaten dahinzusiechen oder zu fliehen. Es gab keine Sicherheit. Bald würde das Volk vereint in einem anderen Leben sein. Sie würden ihr verzeihen, dass sie ihren Traum niemand erzählte. Er wird ihr verzeihen. Das war wichtig. Dann verziehen auch die anderen. Ihr Herz und ihre



Seele waren rot, dass wussten alle.

Das Vibrieren wurde stärker. Die Unruhe im Dorf steigerte sich. Sie drehte sich um. Ihr Blick glitt über die Menschen, mit denen sie gelacht und geweint hatte und blieb an einem alten Mann hängen. Er war weißhaarig, viele Monde alt, hatte viel gesehen und konnte viel erzählen. Sein Körper war gebeugt, sein Gesicht faltig, doch sein Blick war klar. Er nickte ihr im Einverständnis zu und umklammerte seinen Speer. Sie lächelte und drehte sich nach vorne.

Die Laute stampfender Pferde und Angriffsschreie aus Männerkehlen erfüllte die Luft. Messingknöpfe auf Soldatenjacken und Säbel blitzten in der aufgehenden Sonne. Hinter ihr nahmen die Dorfbewohner ihre Waffen, um sich dem Kampf zu stellen. Es würde ein kurzer, gnadenloser Kampf werden. Sie brauchte keine Waffe, ihre stärksten Waffen trug sie in sich. Mut, Stolz und Kraft. Sie kamen näher.

Der melodische Schrei eines Adlers führte ihren Blick zum Himmel. Er würde sie begleiten. Sie war nicht allein, wenn sie hinüberging. Die Soldaten lachten, feuerten ihre Waffen ab. Wieder einmal nahmen Weiße ihr Leben. Die Menschen, die sich Christen nannten, die in der Kirche zu ihrem Gott beteten, schlachteten Frauen und Kinder ab. Sie erfreuten sich an Blut und Schmerz der Menschen, deren Hautfarbe nicht weiß war. Sie lächelte, stand mit hoherhobenem Kopf und blickte ihnen entgegen. Der Schlag gegen ihren Körper war nicht schlimm, doch das Feuer in ihr drohte sie zu zerreißen. Blut sickerte aus einer kleinen Einschusswunde nahe ihrem Herzen. Das bärtige Gesicht vor ihr lachte. Der Säbel näherte sich und traf sie, spaltete ihren Oberkörper, der weit auseinanderklaffte. Sie sackte zu Boden. Der Schmerz verebbte. Sie lächelte noch immer. Bald wird sie mit Wakteka wieder vereint sein. Bald.

**Ende**

